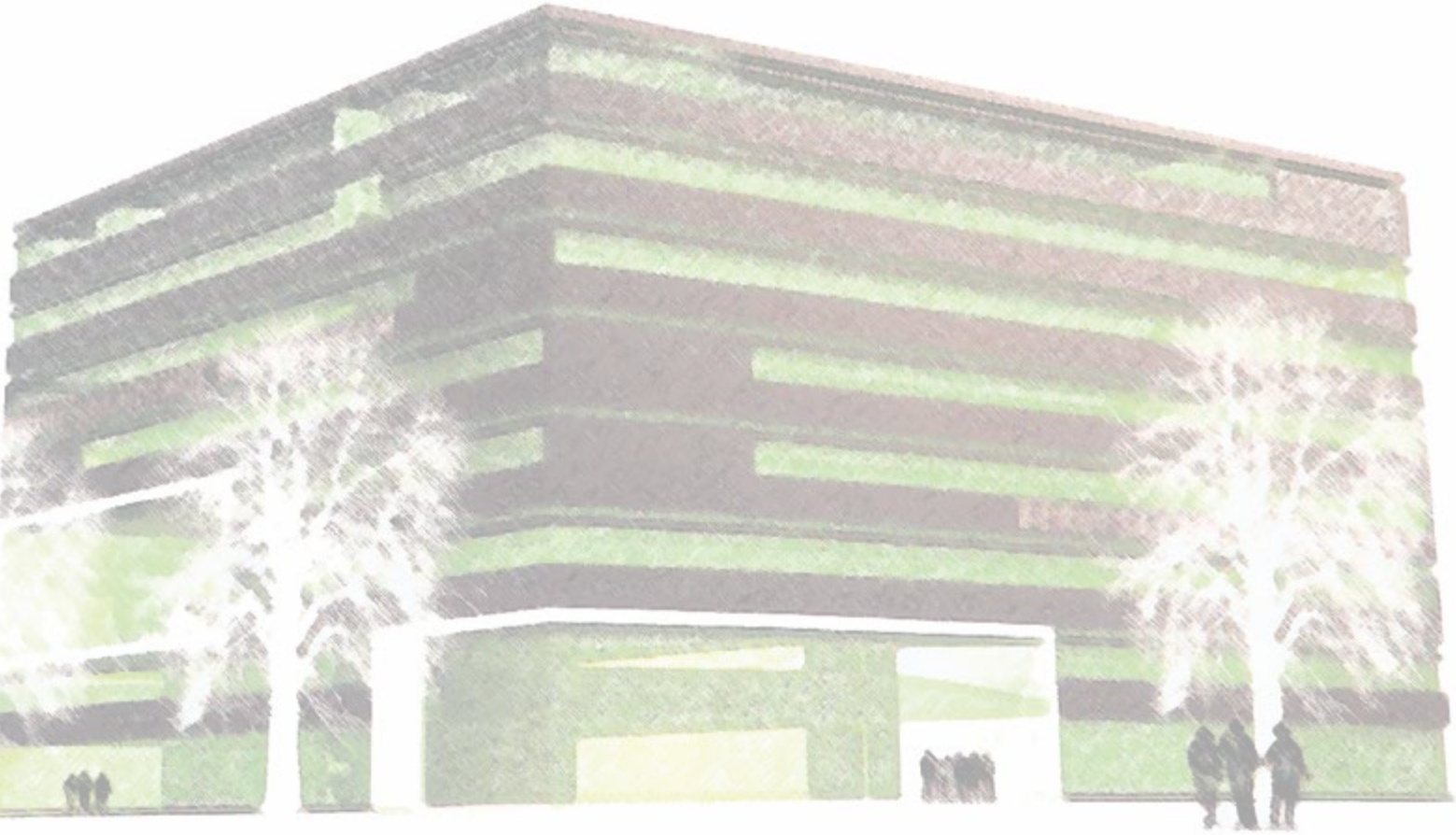
DHBW
Duale Hochschule
Baden-Württemberg
Heidenheim

Schriftenreihe der DHBW Heidenheim

Band 5, 2. überarbeitete Aufl.



Exkursionen und Fremdpraktika im Ausland

Unser Engagement in Kenia und Nepal

Ulrich Auer, Marissa Hey und Peter K. Warndorf (Hrsg.)

Impressum

Impressum

© 2015 by DHBW Heidenheim

ISSN 2192-1628

Herausgeber (v.i.S.d.P.)
Prof. Manfred Träger
Rektor der DHBW Heidenheim

DHBW Heidenheim
Marienstraße 20
89518 Heidenheim
Tel.: 07321 / 2722 - 131
Fax: 07321 / 2722 - 139
www.dhbw-heidenheim.de

Wissenschaftliche Leitung
Prof. Dr. Peter K. Warndorf
Tel: 07321 / 2722 - 413
Fax: 07321 / 2722 - 419
warndorf@dhbw-heidenheim.de

INHALTSVERZEICHNIS

Statt eines Vorwortes **Seite 6**
Ulrich Auer

Vom Nutzen der Auslandsaufenthalte von Studierenden **Seite 9**
Peter K. Warndorf

Das Leben der Anderen: Meine Krise als meine Chance **Seite 11**
Peter K. Warndorf

Auslandsaufenthalte im Rahmen des DHBW-Studiums **Seite 13**
Brigitte Ilg

Copyrighthinweis

Die Bilder wurden uns von folgenden Personen zur Verfügung gestellt: Frau Ilg (S. 13); Philipp Baschke, Philip Neurath, Sebastian Schröpfer, Francis Wambugu und Peter K. Warndorf (Kenia), Jeannine Kaiser (Tansania), sowie Petra Pachner und Christian Erhart (Nepal).

UNSER ENGAGEMENT IN KENIA

Unser Engagement in Kenia **Seite 14**
Ulrich Auer

Lebenswelten – über Grenzen **Seite 15**
Claudia Droysen von Hamilton

Lernfeld Afrika: Soziales Engagement und interkulturelle Soziale Arbeit **Seite 18**
Bianca Benz und Sebastian Schröpfer

Macht mich die Exkursion zu einem besseren Sozialarbeiter? **Seite 20**
Anna Elena Abel-Baur und Anna Marie Manhillen

Was haben wir gemacht? **Seite 21**
Svenja Graebenteich und Christina Weiland

Wie haben wir uns gefühlt? **Seite 22**
Korbinian Dege und Lisa Kekule

Was wir uns erhoffen! **Seite 23**
Lisa Weiß und Mario Olek

Am realen Leben lernen **Seite 24**
Sebastian Schröpfer und Bianca Benz

Karibu Afrika!! **Seite 26**
Jeannine Kaiser

Begegnungen **Seite 28**
Philip Neurath

UNSER ENGAGEMENT IN NEPAL

Unser Engagement in Nepal **Seite 30**
Ulrich Auer

Vorurteile verlernen – sich von der Welt umarmen lassen **Seite 31**
Petra Pachner

Gedankensplitter zu meiner Exkursion nach Nepal **Seite 32**
Christian Erhart

Tierpädagogik 2.0 oder das Krokodil und das eigene Wasserglas **Seite 34**
Peter Daum

Gefahrenbewusstsein durch Nepal **Seite 36**
Julian Findeis

Leuchtende Farben, bizarre Gipfel, freundliche Menschen **Seite 37**
Sarah Gröner

Lerneffekte einer Nepalexkursion **Seite 38**
Tina Dittweiler

Statt eines Vorwortes

Ulrich Auer

In diesem Band stehen keine Forschungsergebnisse im Mittelpunkt. Hier stehen die mehr oder weniger großen individuellen Erlebnisse von Studierenden im Zentrum – Studierende der sozialen Arbeit, welche im Rahmen einer zehntägigen Exkursion oder eines dreimonatigen Fremdpraktikums in Nepal oder Kenia waren.

Gut, man könnte sagen, die haben eine Reise gemacht oder woanders gearbeitet, was soll´s. Warum die Leute ins Ausland schicken – andere Kulturen können sie ja auch hier kennen lernen.

Doch darum geht es nicht (nur). Es geht um Begegnungen und darum, wer in dieser Begegnung durch seine Vorerfahrungen im Vorteil ist, und wer nicht (also der Fremde).

Dies würde auch in einem Urlaub machbar sein, kann man erwidern. Aber ist es dies wirklich? Soziologen wissen schon längst, dass die Rahmung einer Situation entscheidend ist für die Interpretation – und damit für die Erfahrung. Im Urlaub ist man jemand anderes, als wenn man im Rahmen seines Studiums, begleitet von sehr erfahrenen Dozierenden, direkten Kontakt mit den Menschen in deren vertrauter Umgebung hat.

So ist es also möglich, die gleiche „Erfahrung" oft zu machen (mit jemandem aus einem anderen Kulturkreis Kontakt aufzunehmen), aber nur sehr selten in diesem Rahmen – ein Rahmen, der es den Studierenden nicht ermöglicht, auf ihre eigenen bisherigen vertrauten „Verhaltensweisen" zurückzugreifen, sondern der sie dazu zwingt, eine Perspektivenübernahme nicht nur theoretisch sondern praktisch mit allen Sinnen durchzuführen.

Kann man allein dadurch interkulturelle Kompetenz erlernen? Viele sind der Meinung, allein durch einen langen Auslandsaufenthalt ist dies möglich. Dem kann man widersprechen. Dafür allein muss man auch gar nicht ins Ausland – wir haben vor Ort genügend Menschen aus anderen Kulturen: Türken, Russen, Bayern, Preußen, Homos, Christen, Muslime, Intellektuelle, Süchtige, Behinderte, Grüne, Schwarze, Rote, Gelbe. Mit all diesen kann man lernen, seine Kompetenz zu verbessern. Neugier und Offenheit, die Fähigkeit, sich zu wundern und Fragen zu stellen, reichen meist aus.

Würde ein Auslandsaufenthalt zu interkultureller Kompetenz führen, so müssten alle Migranten in ihren Gastländern davon genügend haben. Unsere tägliche Erfahrung lehrt uns eines Besseren – es gibt immer einige, die es nicht schaffen. Es wäre auch zu einfach. Für interkulturelle Kompetenz ist es somit nicht notwendig, einige Tage oder Monate in der Rolle des Fremden gelebt zu haben (wenngleich hilfreich).

Aber: Auch ein kurzer Auslandsaufenthalt mit der richtigen Rahmung ermöglicht es, Aspekte zu erfahren, nachhaltige Eindrücke zu vermitteln, welche ansonsten nicht möglich sind – und für viele, gerade junge Menschen – auch überhaupt nicht begreifbar zu machen sind. In der systemischen Therapie nennt man dies „Impact-Technik". Ein Moment reicht oft aus, um das Bild von der Welt oder von sich nachhaltig zu verändern. Im Falle eines Traumas passiert dies oft nachhaltig zum Negativen – im Falle der Verliebtheit (hoffentlich) nachhaltig zum Positiven. Im Falle einer begleiteten Exkursion im Rahmen des Studiums... davon kann man sich in diesem Band ein Bild machen.

Diese Exkursionen sind auf jeden Fall wichtig, um interkulturelle Kompetenz besser, schneller und weitergehend zu erlernen, als auf anderem Wege. Als Vorbereitung für einen längeren Auslandsaufenthalt, wie bei einem Fremdpraktikum, ist dies gerade für Asien oder Afrika fast unerlässlich (von einigen westlich geprägten Regionen abgesehen).

Es gibt in anderen Ländern Gefahren, welche wir nicht sehen. Im Westen nimmt uns (vermeintlich) Papa Staat das Denken ab, indem er uns auf Gefahren überall hingeweist: auf Zigarettenschachteln, im Straßenverkehr, auf Lebensmittelverpackungen, bei elektrischen Geräten. Es gibt so viele Hinweise, dass wir diese gar nicht mehr wahrnehmen oder uns in unserer Freiheit eingeschränkt fühlen. Doch wie lange würden wir ohne diese heute noch überleben können (von den anderen Annehmlichkeiten mal abgesehen, wie Strom, fließendes Wasser, Supermärkte um die Ecke)?

Ob man interkulturelle Kompetenz durch einen Aufenthalt in Kenia oder Nepal (außerhalb der Touristenwege) lernen kann: Es ist zu hoffen. Auf jeden Fall erhält man die Chance, Lebenskompetenz zu erwerben. Ob man diese Chance ergreift, das hängt von einem selbst ab, wie bei jedem Studium. Bei manchen bleibt allein ein Schein übrig, manche haben etwas Erfahrung gesammelt, manche Wissen, manche Können, manche mehr.

Die hier versammelten Kurzberichte von Studierenden zeugen von diesen Erfahrungen. Sie bieten mehr oder weniger einen Einblick in die Lernerfahrungen durch die Reisen nach Nepal oder Kenia. Sie sind auch so geschrieben, dass sie andere Studierende – gerade auch aus anderen Studiengängen als dem Sozialwesen – dazu motivieren sollen, diese Erfahrung zu machen, und Professoren anderer Fakultäten dazu, diese Aufenthalte ihren Studierenden zu ermöglichen.
Ein Kenianer oder Nepalese (m/w) würde diese Berichte mit diesen Zielgruppen ganz anders verfassen.

Und allen Berichten ist auch anzumerken, dass die Studierenden versuchen, das Unbeschreibliche beschreibbar zu machen: die interkulturelle sinnliche Erfahrungen und die Veränderungen, welche dadurch in Bewegung gesetzt wurden.

Robert Walser meinte 1914 in einem kleinen Prosatext (Kleine Wanderung):

„Man braucht nicht viel Besonderes zu sehen. Man sieht so schon viel".

Unsere Studierenden tun dies.

Es wird auf die Darstellung der Autorinnen und Autoren verzichtet. Die meisten sind oder waren Studierende an der Fakultät für Sozialwesen. Es hätten jedoch auch Studierende anderer Fächer sein können.
Hervorzuheben sind dennoch einige einzelne Personen:

- Prof. Dr. Peter K. Warndorf, welcher sich seit vielen Jahren unermüdlich für die Exkursionen und Fremdpraktika nach Kenia und Nepal einsetzt, sowie Studierende dabei unterstützt und motiviert.

- Claudia Droysen von Hamilton, welche als Dozentin seit vielen Jahren bei uns tätig ist und sich seit einigen Jahren immer stärker für den Verein Camp for Social Development Mount Kenya e.V. einsetzt.

- Petra Pachner, welche durch eine persönliche Erfahrung in Nepal aktiv geworden ist – und hier fast unglaubliches bewirkt hat.

- Bianca Benz und Sebastian Schröpfer, welche inzwischen das Lernfeld Afrika zusammen mit Jeannine Kaiser bei uns betreuen. In ihrem Beitrag über ihr Fremdpraktikum in Kenia, als sie noch bei uns studierten, zeigen sie, was in nur drei Monaten sozialer Arbeit möglich ist: einigen jungen Menschen wieder eine Zukunft zu geben.

- Philip Neurath, welcher sich neben seinem hohen Engagement für Studium und Arbeit, ehrenamtlich für den Verein Camp for Social Development Mount Kenya e.V. einsetzt.

- Brigitte Ilg, die Leiterin unseres Akademischen Auslandsamtes, welche sich mit einem bewundernswerten persönlichen Engagement für alle Studierende unserer Hochschule einsetzt, um diesen die Möglichkeit zur Verbesserung ihrer interkulturellen Kompetenz zu ermöglichen, sowie ausländischen Studierenden den Weg ebnet, bei uns ihre zu teilen.

Vom Nutzen der Auslandsaufenthalte von Studierenden

Peter K. Warndorf

Der subjektive Nutzen von (längeren) Aufenthalten Studierender mag unumstritten sein. „Reisen bildet" sagt der Volksmund – jedenfalls dann, wenn man nicht den Alles-Inklusive-Urlaub am Ballermann bucht oder sich nur auf dem Hotelgelände aufhält und den Kontakt mit den Einheimischen auf den Kellner und das Zimmermädchen beschränkt.

Gibt es aber einen darüber hinausgehenden Nutzen, den Studierende für sich ziehen können, vielleicht sogar einen messbaren, quantifizierbaren Nutzen, über das Erlebnis also solches hinaus?

Ja, schallt es da gleich zurück, den gibt es und er heißt benefits oder add-ons und hat bestimmt irgendetwas mit interkultureller Kompetenz zu tun. Und das sind dann weiche Faktoren (soft skills), vielleicht sogar Alleinstellungsmerkmale auf dem Stellenmarkt, jedenfalls ist das ganz neu und modern und sollte unbedingt, mit Zertifikaten belegt, im Lebenslauf stehen. Naja, seufzt man da, das ist alles nicht völlig falsch, aber kaum etwas davon ist völlig richtig oder gar gehaltvoll.

Kompetenzen, Erfahrungen, die dazu befähigen, mit Menschen aus fremden Kulturen in adäquater Form zu interagieren, sind zunehmend allgemeines (stets verbesserungswürdiges) Rüstzeug im Berufsleben nahezu unabhängig von der Profession. Hier NICHT über ein Mindestmaß sozialer Kompetenz zu verfügen ist ein disqualifizierendes Alleinstellungsmerkmal! Welchen Status „interkulturelle Kompetenz" hat (Voraussetzung oder Resultat nutzbringender Auslandskontakte), mit welchen Inhalten dieser Begriff gefüllt werden kann / darf

/ soll, ist Gegenstand anhaltender Diskussion – im besten Fall. Im Regelfall bleibt das Konzept diffus und beliebig und aktuell eben im Trend. Sei´s drum – man kann das Konzept nutzen, mit Inhalt füllen und diesen wiederum einer empirischen Überprüfung unterziehen. Bei dieser Gelegenheit wird man möglicherweise feststellen, dass die weichen Faktoren recht hart sein können, wenig mit etwas Zusätzlichem, mit einem Zusatzgewinn etc. zu tun haben, sondern weitgehend als Schlüsselqualifikation oder gar Kernkompetenz gelten können. Dann ist es vielleicht sogar tatsächlich von Vorteil, dies im Bewerbungsprozess exponiert darzustellen.

Wichtiger als diese eher oberflächlichen Aspekte sind Überlegungen mit dem Ziel, „interkulturelle Kompetenz" als eine facettenreiche Variable zu rekonstruieren, als eine Aggregatvariable gewissermaßen, zusammengesetzt aus einer Vielzahl von psychologischen Variablen, die einer empirischen Untersuchung jeweils zugänglich sind, mehr noch, zu einigen dieser Variablen liegen sogar schon Studien zu ihrer Relevanz vor (dazu an anderer Stelle mehr).
Der Zustand ist auf Dauer nicht haltbar, stets auf (mehr oder weniger plausible) Vermutungen rekurrieren zu müssen. Bei genauerer Betrachtung wird sich dann rasch der Schluss ergeben, dass die meisten, wenn nicht alle dieser Variablen unabhängig von fremden und fernen Kulturen ihren Wert auch in alltäglichen, professionellen Kontexten haben.

Bereits hier sei darauf hingewiesen, dass wir von der Hypothese ausgehen, dass die Effekte umso stärker sind, je diskrepanter die besuchten Kulturen von der unseren sind. Es soll ausdrücklich nicht darum gehen, „das Gleiche auf Englisch

(Französisch, Spanisch, Schwedisch…)“ zu erfahren, sondern um grundlegendere Erfahrungen, die zur Auseinandersetzung zwingen, zur Positionierung in einem verendeten Koordinatensystem.

Es ist in der Tat die Absicht, das bislang meist nicht hinterfragte Welt- und Menschenbild zu erschüttern, allemal jedoch zu relativieren. Auch das Selbstkonzept dürfte/sollte an einer veränderten Realität neu überprüft und adaptiert werden.

Die Relativierung des eigenen Daseins, der eigenen Befindlichkeit ist also das wesentliche Entwicklungsziel für Studierende, denn: „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat haben“ (Theodor Fontane 1819-1898). Damit ist der professionstheoretische Hintergrund angedeutet: Es geht nicht nur um die geleistete Hilfe vor Ort. Mindestens ebenso bedeutsam ist, dass professionelles Handlungswissen nachhaltig erworben wird im Wesentlichen dann wohl in heimischen Gefilden. Von Alexander von Humboldt ist der Satz überliefert: „Die gefährlichste aller Weltanschauungen ist die Weltanschauung der Leute, welche die Welt nicht geschaut haben.“ Parallelen und Analogien zu erkennen und zu nutzen, Irrwege zu vermeiden, Gefahren rechtzeitig zu erkennen – dies wird umso leichter in der alltäglichen Berufspraxis (und darüber hinaus) gelingen, wenn die Sinne durch einen erweiterten Horizont geschärft worden sind.

Die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen ist in unseren Breitengraden (jenseits wohlfeiler Politiker- und Managementphrasen) deutlich unterentwickelt. Die Neigung, sich hinter Anderen, zu verstecken, Regelungen (oder deren Abwesenheit!) zu beklagen, ist groß und omnipräsent. Selbst in sozialen Berufen ist die Einstellung einen „Job“ zu haben verbreitet – ein Job enthebt einen jeder Verantwortung über den Erhalt des Jobs hinaus. Dies ist aus psychohygienischer Perspektive bedenklich und für eine Gesellschaft von geradezu fataler Wirkung. Wie verhält es sich aber, wenn man sich in eine Situation hineingestellt sieht, in der ein moralischer Imperativ unübersehbar und Verantwortungsübernahme aufgrund der eigenen, höchst privilegierten Situation möglich ist?

Kreativität und Eigeninitiative – auch dies Attribute, die in Schule, Ausbildung und Beruf nicht wirklich gefördert werden, im Berufsleben aber von überragender Bedeutung sein können, ebenso wie etwa Frustrationstoleranz und Persistenz als Grundlagen für das beharrliche Verfolgen von Zielen, auch wenn sich Widerstände, Verzögerungen und Hindernisse häufen. Wenn Erfolge auf sich warten lassen und die Anerkennung versagt bleibt, am eingeschlagenen Weg festzuhalten, sind Kreativität und Eigeninitiative unabdingbare Voraussetzung für beruflichen Erfolg, zumal dann, wenn Verantwortung für andere und statt Anderer übernommen worden ist.

Viele weitere psychologische Variablen sind denkbar: Empathie, Selbstwirksamkeit (Self efficacy), Kontrollüberzeugungen (Locus of control), Ambiguitätstoleranz, Selbstkonzept, diverse Aspekte der Motivation usw.. Sie erscheinen je nach wissenschaftlicher (oder praktischer!) Fragestellung vermutlich von unterschiedlicher Relevanz.

Diese psychologischen Variablen sind bereits Gegenstand der Forschung, es liegen große Wissensbestände vor, die teilweise nur noch der klugen, theoriegeleiteten Anwendung harren. Es dürften sich Fragen ergeben, die vermutlich auf eher konkretem Anwendungsniveau zu lokalisieren sind – und möglicherweise von den Betroffen und Beteiligten selbst wissenschaftlich untersucht werden können.

Die vorhandenen Erkenntnisse lassen allemal den Schluss zu, dass Auslandspraktika eine ebenso naheliegende, wie sinnvolle Intervention sind, die weit über das hinausgeht, was immer so schlagwortartig als „interkulturelle Kompetenz“ bezeichnet wird. Die bisherigen Erfahrungen lassen noch einen weiteren Schluss zu, den es natürlich noch zu untermauern gilt: Spezifische Maßnahmen, die den Transferleistungen oder der Generalisierung zuträglich sein sollen, scheinen sich weitgehend zu erübrigen.

Das Leben der Anderen: Meine Krise als meine Chance

Peter K. Warndorf

Ein Auslandsaufenthalt in der beruflichen Praxis (in Unterscheidung von einem Studienaufenthalt an einer ausländischen Universität) stellt keinen Selbstzweck dar und er dient auch keineswegs nur der Befriedigung lokaler Bedürfnisse im Gastland. Im Kern geht es um den Erwerb von professionellen Kompetenzen die letztlich unabhängig vom inhaltlichen oder geographischen Einsatzort von fundamentaler Bedeutung im beruflichen Alltag sind. Es geht um die Überprüfung und Modifikation von Einstellungen, Gewohnheiten, Routinen und Perspektiven. Das alles kann auch prinzipiell im Inland erworben werden, dies ist sogar noch immer der Regelfall.

Andererseits sind schnellere, signifikantere und nachhaltigere Erfolge dann zu erzielen, wenn die Lernbedingungen entsprechend gestaltet werden können. Wir wissen, dass Emotionen den Lernerfolg beeinflussen (auch beeinträchtigen) können. Wir wissen, dass Einstellungen auf kognitiven, affektiven und behavioralen Aspekten beruhen und auch am ehesten durch diese Trias verändert werden können. Wir wissen, dass eigenes Tun und Erleben meist nachhaltiger prägt als Lehrveranstaltungen und Lehrbücher. Und wir erleben immer wieder, wie durch die Bereitschaft, sich zu engagieren, die Leistungsmotivation junger Menschen enorm und dauerhaft gesteigert werden kann, wenn ihnen die Möglichkeit eingeräumt wird, ihrem Tun selbst einen praktischen Sinn zu geben.

Die Situation eines jungen Menschen, der in einer sehr fremden Kultur (etwa Nepal oder Kenia) ankommt, lässt sich vielleicht mit folgenden Stichworten beschreiben: angespannte Aufmerksamkeit, verstörte Faszination, schockartige Verunsicherung, Neugier, Reizüberflutung, freudige Erregung...

Und dann: Sehr konkrete Fragen, die einer raschen Beantwortung bedürfen: Wo bin ich sicher? Wo kann ich schlafen? Wo bekomme ich etwas zu essen her? Kann man DAS essen?? Wie komme ich dort hin? Wer ist vertrauenswürdig? Wo lauert Gefahr? An wen könnte ich mich hilfesuchend wenden?

Das ist eine erste kleine Krise oder ein kleines kritisches Lebensereignis – der beste Boden für die Entwicklung und Prüfung (neuer) Fertigkeiten, Kompetenzen, Strategien. Krisen erfordern schon per definitionem eine Um- oder Neuorientierung aller handlungsleitenden Kognitionen. Und wir sind noch weit davon entfernt, irgendetwas Berufliches i.e.S. zu erlernen!

Denn, was folgt, ist die nächste Erschütterung von Grundfesten:
Armut, Ungerechtigkeit, Korruption, fehlende Infrastruktur, Perspektivlosigkeit und der ständige nicht enden wollende Überlebenskampf der einheimischen Bevölkerung ergreifen schockartig die Gemütslage des jungen Menschen – und lösen meist einen massiven Hilfeimpuls aus! Der Umstand, dass man sein Rückflugticket in der Tasche hat, der übermächtigen Herausforderung somit entfliehen könnte, verhindert wohl meist die Paralyse – ebenso, wie die Anwesenheit von Lehrpersonal der eigenen Hochschule. Vor dem Hintergrund dieser subjektiv fast überwältigenden Situation, in der sehr viele, neue und sehr starke Stimuli verarbeitet werden müssen, in der die bisherigen, bewährten Routinen des Denkens und Handelns nicht mehr ausreichen, müssen neue Mittel und Wege gefunden werden, geprüft werden, modifiziert werden, umgesetzt werden.
Was geschieht, wenn es kaum Regeln gibt, wie sie in Europa allenthalben Geltung beanspruchen? Erst recht keine finanzierbaren oder auch sonst groß beachteten Regeln? Wer hat dann Verantwortung für sichtbaren, konkreten, nicht nur abstrakten Hilfebedarf?

Das „Zurückgeworfensein" auf sich selbst, wenn alternative und kompetente Verantwortliche fehlen, ist der Motor, der das weitere Handeln prägen wird. Als selbstverständlich muss natürlich von einer engen Betreuung ausgegangen werden

Die allem zugrundeliegende These lautet also:
In einer moderat krisenhaften Situation können ungeahnte Reserven aktualisiert werden, werden (subjektiv) massivere Erfahrungen gemacht, Handlungsalternativen erwogen und umgesetzt, die in anderen Situationen nicht in Frage gekommen wären. Nicht lähmendes Entsetzen verhindert jedwedes Erfolgserlebnis, vielmehr wird die Situation als Herausforderung begriffen, als eine Entwicklungsaufgabe vielleicht. Die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben, von kritischen Lebensereignissen, so lehrt uns die Entwicklungspsychologie, kann zu erheblichen Kompetenzsteigerungen von großer Nachhaltigkeit führen.

Die Lernziele allerdings, wie sie im Artikel zuvor angedeutet worden waren, finden sich hier nicht explizit wieder, kann man einwenden – ein logisch zunächst korrekter Einwand. Aber welches dieser Lernziele (Entwicklungsziele) ließe sich denn auch nur halbwegs lebensnah in ein explizites Lernprogramm implementieren? Inzidentelles Lernen ist hier das Mittel der Wahl, d. h. ein Lernprozess, der eher zufällig (?) jedenfalls nebenbei und beiläufig vonstatten geht. Es muss dann die Aufgabe der Lehrenden sein, den Lernenden eine Umgebung zu gestalten, in der gewissermaßen die Kernziele beiläufig angestrebt werden. Nichts eignet sich dafür so gut wie eine Gesellschaft, die sich von der unseren möglichst stark unterscheidet, in der ein anderes Menschenbild, ein anderes Weltbild vorherrscht und in der die staatlichen Strukturen kaum vorhanden sind oder ihren Aufgaben kaum nachkommen.

Auslandsaufenthalte im Rahmen des DHBW-Studiums

Brigitte Ilg

„Die Welt ist ein Buch. Wer nie reist, sieht nur eine Seite davon" (Aurelius Augustinus 354-430)

Eine Auslandserfahrung prägt einen Menschen nachhaltig. Man muss sich in neuen Kulturen zurechtfinden und erfährt am eigenen Leib, wie es ist, fremd zu sein. Solche Erfahrungen fördern Kompetenzen wie Durchsetzungsfähigkeit, Empathie, Flexibilität, Anpassungsfähigkeit, Beharrlichkeit und Engagement, aber auch die Fähigkeit, negative, ungeplante Erlebnisse zu verarbeiten. Alle diese Fähigkeiten werden von Unternehmen und sozialen Einrichtungen im späteren Berufsleben sehr geschätzt. Darüber hinaus werden die Sprachkenntnisse verbessert, und man kann neue Kontakte mit Menschen aus aller Welt knüpfen. Daraus entstehen oft Freundschaften, die ein Leben lang halten.

Einen „idealen" Auslandsaufenthalt gibt es nicht. Jeder hat unterschiedliche Vorstellungen und Ziele, die er mit dem Auslandsaufenthalt verfolgt. Die DHBW Heidenheim bietet ihren Studierenden deshalb verschiedene Möglichkeiten, einen kürzeren oder längeren Zeitraum im Ausland zu verbringen.

Folgende Auslandsaufenthalte sind möglich:

- Auslandsstudium – ein Semester an einer Partnerhochschule im Ausland
- Auslandspraktikum – ein Praktikum bei einer sozialen Einrichtung oder einem Unternehmen im Ausland
- Kurzzeitprogramme – ein „summer seminar" an einer Partnerhochschule, meistens mit einer Dauer von 1 - 2 Wochen. Es werden mit den Studierenden der Partnerhochschule gemeinsame Seminare besucht und ein kulturelles Rahmenprogramm angeboten
- Exkursionen – Kurzzeitaufenthalte als Gruppe in einem anderen Land, um an bestimmten Projekten mitzuarbeiten

Ein Auslandsaufenthalt muss gut organisiert sein. Je nach Reiseziel können Visa, eine Arbeitserlaubnis oder auch spezielle Impfungen erforderlich sein. Flug, Auslandskrankenversicherung und Unterkunft müssen im Vorfeld geplant und organisiert werden. Bei Auslandspraktika muss eine Praktikumsstelle gefunden werden. Auch die Finanzierung sollte rechtzeitig geklärt werden. Es gibt viele verschiedene Stipendiengeber, aber meist sind Bewerbungsfristen einzuhalten, die oft bis zu einem halben Jahr vor dem Auslandsaufenthalt sein können. Bei all diesen Fragen unterstützt das Akademische Auslandsamt der DHBW Heidenheim die Studierenden.

Die Duale Hochschule Baden-Württemberg Standort Heidenheim pflegt Kontakte zu Hochschulen in den USA, Kanada, Großbritannien, Frankreich, Spanien, Polen, Schweden, Finnland, Litauen, Bulgarien, Norwegen, Türkei, Ungarn, Russland, Mexiko, Neuseeland, Indien, China, Korea, Taiwan und Indien. Studierende aller Studiengänge haben damit die Möglichkeit, ein Studien- oder Praxissemester im Ausland zu verbringen. Kurzzeitprogramme oder Exkursionen werden von den Studiengängen selbst organisiert.
Das Akademische Auslandsamt berät die Studierenden bei der Auswahl der Partnerhochschulen, unterstützt bei der Suche nach Praktikumsstellen im Ausland und bei allen weiteren organisatorischen Fragen. Es werden auch Tipps zu Finanzierungsmöglichkeiten gegeben. Wichtige Informationen dazu gibt es auf der Homepage des Auslandsamts: http://www.dhbw-heidenheim.de/Auslandsamt.46.0.html?hngu-au

Das Team des Akademischen Auslandsamts wünscht allen Studierenden, die den Schritt ins Ausland wagen, einen guten erfolgreichen und interessanten Aufenthalt.

Unser Engagement in Kenia

Ulrich Auer

Kenia ist fast doppelt so groß wie Deutschland – hat aber nur knapp die Hälfte an Einwohnern. Das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf beträgt ca. 1000 US$ (BRD: ca. 40.000).

Man mag einiges von den Unruhen in diesem Land gehört haben, ebenfalls davon, dass es an zehnter Stelle bei den HIV-Infizierten steht (ca. 7 % der Bevölkerung). So wundert es nicht, dass die durchschnittliche Lebenserwartung unter 60 Jahren liegt – und für unser Engagement vor allem bedeutsam: mehr als 42% der Bevölkerung sind unter 15 Jahre alt, eine Vielzahl davon Waisen. Die Kinderprostitution hat nach UNICEF in Kenia dramatische Ausmaße angenommen – der Kreislauf geht weiter, die (christlich-) britische Kolonialzeit hat auch sonst ihre Prägung hinterlassen.

Eine Berufsausbildung, wie wir sie kennen, existiert eigentlich nicht, und wer es sich leisten kann, schickt seine Kinder zum Studium ins Ausland. Auf 100 Schüler kommt im Durchschnitt eine Lehrkraft – bereits hier ist Bildung ein Privileg.
Timau, die Region bzw. der Ort, für das unsere Studierenden sich engagieren, liegt im Hochland im Mount-Kenya-Massiv. Die Unruhen des Landes sind weit weg – die sozialen Probleme des Landes jedoch nicht.

Verein „Camp for Social Development Mount Kenya“

Der Verein wurde 2010 in Kooperation mit Vertretern der Fakultät für Sozialwesen der DHBW Heidenheim gegründet.

Ein wesentliches Ziel des Vereins ist sowohl die Förderung von Aktivitäten der Entwicklungszusammenarbeit in Kenia als auch der reflektierten Persönlichkeitsbildung von Studierenden. Studierende haben die Möglichkeit, nach Kenia zu reisen, um dort mit den Einheimischen zusammenzuarbeiten.

Neben den bisherigen Projekten, wie z. B „Hope for Future – Hoffnung für die Zukunft für Straßenjungen in Kenia“, wurden durch die Studierenden weitere Projekte (z.B. Bau einer Wasserleitung, Bau einer „Rutsche“ für den Kindergarten, Finanzierung von Workshops) der Menschen vor Ort unterstützt. Ziel des Straßenjungenprojektes ist es, den meist „klebstoffabhängigen“ Jugendlichen die Chance zu geben, für sich eine lebenswertere und zukunftsfähigere Lebensperspektive zu entwickeln.

Aktuell steht eine „Community based Organisation“ (Selbsthilfegruppe) auf dem Programm, bei der sich einzelne Familien zu einer Gemeinschaft zusammenschließen, um gemeinsam Flächen zu bewirtschaften, was sie ansonsten aus ökonomischen oder sozialen Gründen nicht leisten könnten.

Weitere Informationen:
http://campmountkenya.com/
https://www.betterplace.org/de/organisations/camp-mount-kenya

Lebenswelten – über Grenzen

Claudia Droysen von Hamilton

Ein Montagmorgen im Landkreis Heidenheim: Gemeinsam mit einem DHBW-Studierenden, 1. Semester, Studiengang „Soziale Arbeit", bin ich auf dem Weg zu einem Hausbesuch. Eine Meldung ist, wie es im Allgemeinen Sozialen Dienst (ASD) eines Landratsamtes zum Arbeitsalltag gehört, eingegangen. Was wird uns erwarten? Wird ein „gutes Gespräch" gelingen? Wie finden wir eine gemeinsame Gesprächsbasis? Diese und weitere Fragen stellen sich.
Am selben Tag stehe ich nachmittags in der Vorlesung „Theorien der Sozialen Arbeit". Wozu Theoriebildung in einem Arbeitsfeld, welches vor praktischen, zu bewältigenden Lebensproblemen nur so „strotzt"? Inwiefern helfen uns diese Theorien, den „Gegenstand" sozialer Arbeit, auf die Kurzformel „Soziale Probleme verhindern und bewältigen" gebracht, zu bearbeiten? Theorie und Praxis: das Eine geht ohne das Andere nicht – vielmehr noch: beide bedingen sich gegenseitig. Prägnanter lässt sich der Sinn eines bewusst dualen Studiums eigentlich nicht mehr verdeutlichen; aber dies nur als Randbemerkung!

Drei Monate später bin ich mit einer Gruppe von 12 Studierenden des Studienganges Soziale Arbeit auf dem Weg zu einem Kindergarten, auf der Anhöhe bei Timau, Kenya gelegen. Für zehn Tage sind wir hier am Fuße des Mount Kenya „zur Exkursion". Während unseres Aufenthaltes werden wir mithelfen, eine Wasserleitung für die Gemüsebeete des Kindergartens zu verlegen, den Sockel für einen Wassertank auf diesem Gelände mit den Arbeitern bauen und selbst mit archaischsten Mitteln eine Rutsche für die Kinder errichten. Wasser ist Leben. Es ist die Chance für eine tägliche Mahlzeit, für Hygiene und letztlich auch Grundlage für Bildung – das wird uns rasch offensichtlich. Noch nie gab es hier oben am Kindergarten verlässlich Wasser für die Beete – diese Freude der Einheimischen, als die Leitung „in Betrieb" genommen wird, ist eine gemeinsame Freude und uns allen unauslöschlich in der Erinnerung!

Wir gestalten Aktionen mit den Kindergartenkindern, lernen die Schule, die Bücherei, das Waisenhaus kennen – wir durchstreifen den Ort Timau und nehmen diese Lebenswelt so bewusst wie nur irgend möglich wahr und in uns auf. Wir fühlen uns fremd und wir wirken auch fremd. Die zahlreichen Kinder im Ort rufen uns „Mzungus" (= Weiße / Europäer) hinterher.
Unentbehrlich wird uns Francis Wambugu in diesen Tagen, unser kenianischer Projektpartner vor Ort. In seiner Lebenswelt wird er Brücke und Mittler, aber: nach dem „Brückenschlag", da kommunizieren und agieren wir auch eigenständig, immer in der Rückversicherung: wie lassen sich diese oder jene Reaktionen erklären, was müssen wir bedenken, wenn wir unsere Aktionen planen und umsetzen? Wir lernen verstehen – Asante sana, Francis!

Bereits am ersten Tag sehen wir eine Gruppe von Straßenkindern, Kleber schnüffelnd, von nun an täglich, immer am selben Müllberg in einer Straße Timaus. Zwei der mitreisenden Studierenden werden Monate später mit einem weiteren Studierenden gezielt und ganz im Sinne sozialarbeiterischen / sozialpädagogischen Tuns genau auf diese Straßenkinder zugehen, werden versuchen, eine „helfende Beziehung" aufzubauen, zu gestalten, mit dem Ziel, während der drei Monate ihres Fremdpraktikums eine Veränderung derer Alltagssituation herbeizuführen (dass dies gelungen ist,

wissen wir heute – siehe Beitrag Schröpfer / Benz). Eigentlich war es Zufall, dass gerade ich angesprochen wurde, eines der Gründungsmitglieder für den Verein „Camp for Social Development Mount Kenya e.V." zu sein. Seither lässt mich auch dieses Feld "interkulturelle soziale Arbeit im Kontext von Entwicklungszusammenarbeit" nicht mehr los. Immer wieder habe ich für mich und mit vielen anderen, solcher Art von Exkursionen und Fremdpraktika z. T. sehr kritisch, wenn nicht sogar ablehnend gegenüber stehenden Menschen, darüber reflektiert, welchen Sinn und Nutzen derartige Unternehmungen in einem Studiengang der Sozialen Arbeit haben können.

In Studium und Praxis der Sozialen Arbeit kommt der Beschäftigung mit und dem Anwenden / Gestalten von Kommunikation im engeren und weiten Sinne eine überaus herausragende und dabei schlicht grundlegende Bedeutung zu. Was ist und wie „geschieht" Kommunikation? Wie gehe ich auf andere Menschen, gleichgültig welcher Herkunft, zu? Auch in der deutschen sozialen Arbeit treffen wir beständig auf Menschen mit Migrationshintergrund. Wie kann ich diese verstehen und wie verstehen mich diese? Wie kann ich ihre Lebenswelt und ihre aktuelle Lebenslage erfassen? Wie kommt das, was sie mir von ihrem Alltag und – für das Handlungsfeld der sozialen Arbeit eben typisch – von ihren Problemen berichten, bei mir an?
Professionelles sozialpädagogisches / sozialarbeiterisches Handeln erfordert das Ausbilden einer professionellen / ethischen Berufsrolle, einer professionellen Haltung. Es benötigt ein hohes Maß an Selbstreflexion und Selbstevaluation und vor allem anderen die Fähigkeit, sich in die subjektiven Deutungs-, Handlungs- und Bewältigungsmuster anderer Menschen einzufühlen, diese (ansatzweise) zu verstehen, mit dem Gegenüber in einen Aushandlungsprozess darüber einzutreten, wer was in welcher Weise und ob überhaupt für veränderungsbedürftig hält.

In einer uns zunächst so fremden fernen Lebenswelt wie im kenianischen Timau stellen sich diese Lernanforderungen meines Erachtens in besonderem Maße. Sofort wird uns klar, dass wir nicht umhin kommen, uns mit der dortigen, uns fremden Art und Weise von Lebensgestaltung, von Sozialisation, von: welche Normen, welche Werte gelten hier in dieser Kultur, an diesem Ort, in diesen Lebenslagen etc. auseinander zu setzen.
Uns wird deutlich, dass wir Wissen (Theorie) benötigen, aber auch, dass wir (nicht nur dadurch) Vorannahmen haben, die wir z. T. revidieren müssen oder welche auch gut bestehen können. Wir begreifen die Notwendigkeit von „Türöffnern": in Timau einige Worte / Sätze in Kisuaheli, nonverbale Kommunikation oder spielerischer Zugang den Kindern und Jugendlichen gegenüber, bzw. bei den Erwachsenen unter dem Motto „Zeig´ uns doch mal, wie das geht!", also über ein gemeinsames Tun.

Interkulturelle Kompetenz, was bedeutet das eigentlich? Die Antwort: Wir können dann angemessen und erfolgreich mit Angehörigen einer anderen Kultur kommunizieren, wenn wir eine respektierende achtungsvolle Grundhaltung einnehmen und uns auch als Lernende verstehen. Dies schließt einen Austausch darüber ein: bei Euch ist dies und jenes so, bei uns dagegen... Wir lernen voneinander, miteinander, füreinander!

Wir erleben, wie wichtig eine gute (bis beste!) Vorbereitung ist und wie (mindestens) ebenso wichtig es sein kann, genau diesen „inneren Plan" entweder spontan und situationsadäquat zu modifizieren oder ihn gar „über Bord zu werfen", d.h. dann zu improvisieren – eben weil es die Situation oder die Person(en) erfordern. Danach folgt dann – im Sinne eines professionellen Vorgehens unabdingbar – die auswertende Betrachtung: Warum und mit welchem Effekt haben wir auf welche Art und Weise modifiziert oder improvisiert?

Die Lernanforderungen während einer Exkursion und noch weitaus mehr während eines Fremdpraktikums in Timau sind herausfordernd hoch, die Lerneffekte für das Wahrnehmen von Lebenswelt, für das Verstehen von subjektiven Deutungs-, Handlungs- und Bewältigungsmustern können bedeutsam prägend und von dauerhafter Wirksamkeit für das berufliche Werden eines Sozialpädagogen / Sozialarbeiters sein.

Nicht nur kulturelle, auch persönliche Grenzen werden überschritten, dies aber in einem durch das duale Studium und die folgenden Lehrveranstaltungen wie auch durch die weiteren praktischen Erfahrungen begleitenden Setting. In dieser Begleitung sehe ich eine Möglichkeit meines (womöglich hilfreichen) Wirkens.

Nicht nur die eingangs, sondern auch die durchgängig hier aufgeworfenen Fragen lassen sich hier wie dort, im Handlungsfeld sozialer Arbeit in Heidenheim wie auch in Timau stellen und professionell beantworten. Aber: nach wie vor (oder immer mehr?!) vermute ich, dass gerade die starke Kontrastierung der Lebenswelten für die Studierenden so grundlegende Erfahrungen im Bereich der Persönlichkeitsbildung, der Reflexionsfähigkeit, wie auch der Kompetenzen des Fremdverstehens ermöglicht, dass im Rahmen eines Aufenthaltes in Timau Lerneffekte ermöglicht werden, welche in unserer Lebenswelt in ihrer Intensität so nicht möglich wären, bzw. hier vor Ort einer weitaus längerfristigen zeitlichen Option bedürften.

Lernfeld Afrika:
Soziales Engagement und interkulturelle Soziale Arbeit

Bianca Benz und Sebastian Schröpfer

Was bedeutet es, Studierende der Sozialen Arbeit als Dozent in einem interkulturellen Projekt zu betreuen? Es bedeutet auf jeden Fall neben sehr viel Arbeit und stundenlangen Vorbereitungen auch der Glaube und die Überzeugung, dass es neben den sozialen und positiven Veränderungen am Projektort in einem Entwicklungsland wie Kenia es ist auch für die Studierenden einen Profit bringt.

Wir hatten das Glück und die „Ehre", direkt nach unserem Studium an der DHBW eine Dozentenstelle für die Veranstaltung „Lernfeld Afrika" angeboten zu bekommen. Das Gute daran war, dass wir als frisch gebackene Alumni wussten, wie Studis ticken, und gut deren Perspektive und deren Erwartungen an eine Veranstaltung vorausahnen konnten. Solange war unser erstes Semester ja noch nicht her, und wir mussten uns nur an unsere Wünsche von damals erinnern.

Wie also sieht eine Veranstaltung Lernfeld Afrika im ersten Semester ungefähr aus? Wir beginnen mit einer Erörterung, was Soziale Arbeit überhaupt bedeutet. Es schwirren viele Vorstellungen im Raum umher, wenn man einen Studi im ersten Semester nach seiner Sichtweise fragt. Wir erläutern unseren Schwerpunkt: Soziale Arbeit ist ganz eindeutig als eine Menschenrechtsprofession zu betrachten!

Diese zugegeben trockene Materie ist sehr wichtig, bildet sie doch das Fundament für das weitere Vorgehen im Planen, Vorbereiten und Durchführen. Wie soll man denn Soziale Arbeit nach außen hin in einem Entwicklungsland verkörpern, wenn man nur die vage Idee hat, dass sie ein „Hilfsberuf" ist?

In den darauffolgenden Veranstaltungen wird es dann lebendiger. Wir beschäftigen uns mit dem Thema Kultur: Wieso ist dieses Thema für die Soziale Arbeit von großer Bedeutung? Wie begegnet man Stereotypen und Vorurteilen? Wie kann daraus Diskriminierung entstehen? Was muss man als angehender Sozialarbeiter beachten, damit man nicht in die „Schubladenfalle" tappt... Neben der wissenschaftlichen Fundierung der Vorlesungsinhalte zeigt es sich, dass es wichtig ist, dass die Veranstaltung ein Forum ist – ein Forum, in dem über lebhafte Diskussionen gelehrt und gelernt wird. Gerade den dabei entstehenden Austausch betrachten wir als wichtiges Element des Lernens. In dem ausgefüllten Lehrplan an der Hochschule ist ansonsten zu selten die Möglichkeit gegeben, ausgiebig über soziale Gerechtigkeit, sozialen Wandel und Menschenrechte zu philosophieren.

Abschließender Höhepunkt vor der anstehenden Exkursion ist dann ein interkulturelles Kompetenztraining und ein Crash-Kurs in Kisuaheli, der Landessprache von Kenia. Über E-mail sind wir darüber hinaus stets bereit, auf die Sorgen und Fragen der Kursteilnehmer zu antworten.

Nun könnte man uns auch sagen, dass wir in Deutschland genug soziale Missstände haben und uns fragen, was denn für uns die Gründe sind, weshalb wir eine Exkursion und / oder ein Fremdpraktikum z. B. nach Timau als etwas so Sinnvolles ansehen, und auch, was das Ganze für die Profession Soziale Arbeit bringt?

Die Studierenden, die das erste Mal nach Kenia reisen, sind einerseits total fasziniert von der Lebensfreude und der Kultur der Menschen, andererseits können sie es nicht fassen, dass Menschen in so einer extremen Armut leben bzw. überleben können und auch müssen. Ich erinnere mich an eine Studentin, die für sich erkannte, dass dieser Aufenthalt eine Art Reise in die Vergangenheit ist und dass das Gemeinwesen dort ähnliche Entwicklungsschritte wie unsere europäische Gesellschaft durchlaufe.

Diese und weitere Erkenntnisse werden täglich während der Exkursion durch uns reflektiert. Darüber hinaus erhalten die Studierenden während ihres Auslandaufenthaltes Aufgaben zum Nachdenken gestellt und diese werden dann zeitnah in der Gemeinschaft besprochen.

Somit erfahren sie sich in einer Welt, die sie vielleicht in der Art und Weise zum ersten Mal spüren, aber werden nicht alleine gelassen, sondern zielgerichtet begleitet. Denn neben der theoretischen Reflektion ist eine Hauptaufgabe der Exkursion die direkte Begegnung – auf Augenhöhe – mit den Kenianern. Auf gut Deutsch bedeutet das Arbeit, und zwar in enger Zusammenarbeit mit Kenianern. Diese sind die Experten für ihre Bedürfnisse und geben in bestimmten Situationen auch den Ton an. Das muss man als (weißer) Student erst einmal aushalten. Gerade diese Konfrontation fördert Offenheit und Toleranz für andere Lebensentwürfe.

Selbstverständlich gibt es an der DHBW eine Nachbereitungsveranstaltung für die Kenia-Exkursion. Dort werden die vielen Eindrücke und Einflüsse auf die Persönlichkeit der Teilnehmer noch einmal professionell reflektiert. Gleichzeitig wird durch den zeitlichen Abstand wirklich bewusst, was und wie viel durch die Exkursion dazugelernt wurde. Der Lernzuwachs der Studierenden bildet das Fundament für das nachhaltige Unterstützen von Projekten, die während der Exkursion begonnen wurden, denn wir sind nicht nur Nutznießer des Aufenthalts. Gemeinschaft lebt von gegenseitiger Unterstützung. Die Studierenden haben die Möglichkeit, bis zum Ende ihres Studiums Folgeveranstaltungen des Lernfeldes Afrika zu besuchen, um vertiefend in die interkulturelle Projektarbeit einzusteigen. Gleichzeitig haben sie die Möglichkeit, Hausarbeiten und Bachelorarbeiten zum Thema Afrika oder Kenia zu schreiben. Und immer mehr Studierende entscheiden sich, ihre Fremdpraktika im Ausland zu absolvieren. Es gibt sicher leichtere Wege – aber nicht unbedingt viele, die sich mehr lohnen: persönlich und beruflich.

Macht mich die Exkursion zu einem besseren Sozialarbeiter?

Anna Elena Abel-Baur und Anna Marie Manhillen

Das ist eine ziemlich gute Frage. Zuallererst ist es Fakt, dass man sich hier in Deutschland ein oder auch gerne zwei Scheiben von der Mentalität der Afrikaner, oder genauer der Kenianer, abschneiden kann.

Die Menschen in Kenia leben im Moment, sie leben im Hier und Jetzt und können das, was sie besitzen, wertschätzen. Diese Eigenschaft kann so manchem Deutschen nicht schaden. Diese Erfahrung können wir aus Afrika mit nach Hause nehmen und versuchen, sie als Einstellung unseren Klienten vorzuleben und mit auf den Weg zu geben.

Verknüpft mit der deutschen Mentalität würde diese möglicherweise zu einem gesunden Mittelmaß führen. Fakt ist nämlich auch, dass wir die Strukturen und Regeln, die es in unserer Gesellschaft gibt, nicht einfach über Bord werfen können, und wir sie zum Teil in Kenia manchmal vermisst haben, weil wir nichts anderes kennen, zum Beispiel als wir in der CBO (Community based Organisation) an die 1000 Bäume gepflanzt haben und manchmal nicht so genau wussten, was als nächstes kommen würde.

„Nur" zehn Tage verleiten einen dazu, sein eigenes Handeln und auch Denken bewusster zu reflektieren und sich wieder auf wesentlichere Dinge zu besinnen. Es besteht also die Möglichkeit, mit einem ganz neuen Blickwinkel schon bestehende Strukturen neu zu überdenken und gegebenfalls auch zu verändern, da sie letztendlich wieder auf ihre Wirksamkeit überprüft werden.

Die meisten von uns werden auf der Arbeit immer öfter mit Flüchtlingen und ihren Schicksalen konfrontiert. Nach dem Aufenthalt in Kenia fällt diese Arbeit irgendwie leichter. Man hat am eigenen Leib erfahren, wie es sich anfühlt, in einem fremden Land beziehungsweise auf einem fremden Kontinent völlig fremd zu sein oder schon alleine wegen seiner Hautfarbe aufzufallen.

Die Kinder sind oft zu uns gekommen und haben ihre Hände nach uns ausgestreckt und „Mzungu" gerufen, das bedeutet „Weißer". Es ist befremdlich, an jeder Ecke angestarrt zu werden und zu wissen, dass man jetzt über hunderte von Kilometern entfernt von zu Hause ist. Mit diesem Hintergrund aber fällt es uns jetzt leichter, empathischer und offener zu unseren Mitmenschen und Klienten zu sein.

Man sagt ja, das allerwichtigste Werkzeug eines Sozialarbeiters beziehungsweise eines Sozialpädagogen ist er als Mensch. Bis jetzt können wir diese Aussage nur unterstützen und sagen, dass die Exkursion einen als Menschen verändert. Sie bringt einem nicht nur neue Sichtweisen auf das, das schon besteht, sondern bringt einem das Bewusstwerden über die eigene Person, über das eigene Erleben, Denken und Handeln.

Aus jeder Erfahrung lernt man, und die Exkursion war eine große Erfahrung, eine Bereicherung, die schwer in Worte zu fassen ist, und darum sind wir der Meinung, dass eine Exkursion immer zu einem veränderten Blickwinkel führt und uns das wiederum zu besseren oder vielleicht anders ausgedrückt, veränderten Sozialpädagogen macht.

Was haben wir gemacht?

Svenja Graebenteich und Christina Weiland

Die DHBW Heidenheim bietet im Rahmen des Studiums Einblicke in Form von diversen Exkursionen in die interkulturelle Projektarbeit an. Im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe wird die Vorlesung „Lernfeld Afrika" angeboten, die zur Vorbereitung der Exkursion nach Kenia dient.

Die Vorlesung beinhaltet interkulturelles Kompetenztraining, Kishuali-Basic-Sprachkurs, Hintergrundwissen im Bezug auf Kultur, Bildung, Politik und Lebensweise. Des Weiteren wurde ein Aufruf zur Spendenaktion, bezogen auf den momentanen Hilfebedarf, gestartet. Mit der Beteiligung von 50% an den Reisekosten durch die DHBW wird das Engagement der Studenten unterstützt und befürwortet.

Mit der Einreise in Kenia hat ein großes Abenteuer für uns begonnen. Die ersten Eindrücke sammelten wir schon auf der Anfahrt zur Unterkunft. Wir erlebten das wirkliche Afrika mit all seinen schönen aber auch schockierenden Facetten. Dazu trug ein Tag in dem örtlichen Slum „Riverside" von Timau zusätzlich bei, an welchem uns die Streetboys (ehemaliges Projekt des Vereins „Camp for Social Development Mount Kenya e.V.") ihre Welt zeigten. Ein unvergesslicher Moment an diesem Tag waren die Scharen von Kindern, die uns an der Hand nahmen und uns ein glückliches Lächeln schenkten.

Weitere Eindrücke haben wir bei der CBO (Community based organsiation) gewonnen, in der wir zusammen mit den Mitgliedern des Vereins verschiedene Projekte durchführten (Bäume pflanzen, Bienenkästen bauen). Dabei lernten wir ihre kulturellen und traditionellen Tänze und Gesänge kennen.

Zeitgleich liefen Projekte im Kindergarten und in der Primary School ab. Wir unterstützten in der Betreuung der Kinder und halfen bei der Herstellung von Schmuck, welcher in Deutschland zugunsten der Frauen verkauft wird. Zusammen mit den Streetboys und den Schülern der Primary School erstellten wir eine Torwand und organisierten ein Fußballturnier, bei dem gemischte Gruppen, bestehend aus Studenten, Schülern und Streetboys, gegeneinander spielten.

Highlights der Exkursion waren die Gastfreundschaft und die Offenheit der Dorfbewohner und ganz besonders die des Sozialarbeiters Francis, der zu unvergesslichen Erlebnissen beitrug. Mit unter zählten dazu auch der Massai-Tanz, die 2-tägige Safari, der Besuch des Massai-Markts in Nairobi, sowie der Besuch des Elefantenwaisenhauses.

„Sehen ist anders als erzählt bekommen."

Wie haben wir uns gefühlt?

Korbinian Dege und Lisa Kekule

Auf der 10-tägigen Exkursion haben wir viele neue Eindrücke bekommen. Mit großer Anspannung warteten wir in Stuttgart auf den Abflug. Nach einer erschöpfenden langen Reise kamen wir – mit Zwischenlandung in Amsterdam – in Nairobi an. Für viele war es der erste Besuch in Afrika, und eine Vielzahl an neuen Eindrücken konnte man am Anfang gar nicht verarbeiten. Es war ein komisches Gefühl, sich am Flughafen innerhalb eines Wellblechzauns zu befinden.

Nach einer geräuschvollen Nacht in Nairobi starteten wir am Morgen in Richtung Timau. Während der Fahrt durchquerten wir viele Örtchen, wodurch wir eine völlig andere Kultur wahrnahmen – Tiere und Menschen liefen einfach am Straßenrand entlang. Später wurden wir in unserem „Hotel" (River Lodge Timau) sehr herzlich empfangen und in unsere Unterkünfte begleitet. Es stand einfach vor der Tür ein Pfau – Wow! Wir bestaunten unsere Unterkunft für die nächsten Tage.

Als uns eine Gruppe „Streetboys" aus einem früheren Projekt abholte, wurden wir durch das ärmliche Viertel „Riverside" geführt. Als wir es durchliefen, fielen uns viele heruntergekommene Holzhütten und massig Müll auf. Einige der Jungen zeigten voller Stolz ihre Hütten. Wir waren von den Lebensumständen geflasht. Als wir auf dem Weg zur nächsten Hütte waren, rannte auf einmal ein Schaf, gefolgt von einem schwarzen Mann auf uns zu. Das Herz hing uns in der Hose. Jetzt waren wir in Afrika angekommen! Von allen Seiten liefen uns Kinder entgegen, die unsere Hände nicht mehr loslassen wollten. Da fühlten wir uns herzlich aufgenommen in der afrikanischen Gemeinschaft.

Nach ein paar Tagen starteten wir früh morgens unsere sechsstündige Fahrt in den Nationalpark. Auf dieser Fahrt nahmen wir die unendliche Weite Kenias wahr. Angekommen, war die Euphorie groß, dass wir Tiere, die wir nur aus dem Zoo kannten, in freier Wildbahn zu sehen bekamen. Wir verbrachten eine Nacht in dem Nationalpark inmitten der wilden Tiere. In den darauf folgenden Tagen besuchten wir noch die Community based organization (CBO), wo wir mit den Mitgliedern gemeinsam kochten, Bäume pflanzten, aßen und tanzten. Es war ein tolles Gefühl, mit der CBO eine Gemeinschaft zu bilden. Obwohl wir bei der Arbeit dort schnell an unsere Grenzen kamen, waren wir begeistert zu sehen, mit welcher offenen und liebevollen Art uns die Menschen gegenübertraten.

Was wir uns erhoffen!

Lisa Weiß und Mario Olek

Im April 2014 konnten wir mit einer Gruppe Studierender durch die Unterstützung der DHBW an einer 10-tätigen Exkursion nach Kenia in das Dorf Timau teilnehmen. Diese Exkursion war für uns eine sehr eindrucksvolle und wertvolle Erfahrung, die uns sicher in unserer Arbeit beeinflussen wird. In den Einrichtungen, auf den Wohngruppen begegnen wir vermehrt unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge. Durch die Exkursion können wir uns deren vorhergegangene Lebensumstände und Wohnsituationen etwas leichter vorstellen. Wir haben zumindest eine Ahnung davon bekommen, dass grundlegende, und hier als selbstverständlich angesehenene Dinge, wie z.B. ausreichend Nahrung, wie Bildung, Freiheit und Demokratie, nicht vorausgesetzt werden können.

Das jedoch ist nicht der einzige Grund, warum nach unserer Ansicht alle Studierenden an einer solchen Exkursion nach Kenia teilnehmen sollten. Neben der Erfahrung war der Aufenthalt auch eine gute Reflexionsmöglichkeit für die eigene Arbeit hier in Deutschland. Vergleichen wir hierfür unsere Arbeitsabläufe /-prozesse mit denen in Kenia, stellen wir schnell fest, dass es in Deutschland ziemlich enge Strukturen gibt und es nicht zufriedenstellend ist, wenn etwas nicht nach Plan läuft. In Kenia ist das Alltag, Planung gibt es dort nur wenig und wenn, sind spontane Veränderungen nicht überraschend.
Wir lernten Soziale Arbeit in einer anderen Form, mit anderen Arbeitsabläufen und -prozessen kennen und haben dadurch das eigene Arbeitsspektrum erweitern und optimieren können. Andere Lebensweisen, -situationen und -standards wurden uns durch diese Exkursion vor Augen geführt und

helfen auch in Zukunft, eventuelle Vorurteile zu beseitigen und offen zu sein, Menschen aus uns unbekannten Kulturen kennen zu lernen.

Die Einheimischen vermittelten uns Werte, die wir in Deutschland nicht mehr schätzen und bereits als selbstverständlich ansehen. Wir denken nun über deutsche, eingebürgerte Selbstverständlichkeiten nach und beginnen, diese wieder zu achten. Hierzu gehören beispielsweise Werte, die sich an zwischenmenschlichen Beziehungen orientieren, unsere Lebenszufriedenheit, für die wir ausreichend Mittel zur Verfügung hätten, obwohl wir nach mehr streben, und die oft fehlende Genügsamkeit. Den meisten Jugendlichen aus unseren Einrichtungen sind diese Werte nicht mehr bewusst, und wir können ihnen diese nun mit den gemachten Erfahrungen wieder besser aufzuzeigen.

Wir würden uns außerdem freuen, wenn dadurch eine internationale Kooperation entstehen könnte, und Soziale Arbeit und Projekte in Kenia, Timau, vor Ort (nicht nur durch NGOs) gefördert werden, auch im Hinblick auf die Unantastbarkeit der Würde des Menschen nach dem Artikel 1 des Grundgesetzes und der staatlichen Aufgabe, diese zu schützen. Unsere Erfahrungen dort helfen uns, dies hier besser umzusetzen.

Am realen Leben lernen

Sebastian Schröpfer und Bianca Benz

Als wir 2010 unser Duales Studium an der Dualen Hochschule in Heidenheim starteten, war uns schnell bewusst, dass wir sehr gerne die Möglichkeit nutzen würden, dies mit einem Auslandsaufenthalt zu verknüpfen. Unser Traum, direkt nach dem Abitur nach Afrika zu gehen, zerplatzte leider. Als wir in den ersten Wochen als Studierende von dem Verein Camp for Social Development Mount Kenya e.V. erfuhren, waren wir sofort Feuer und Flamme. Kurze Zeit später nahmen wir an einer Exkursion nach Timau in Kenia teil. Schon in den ersten Stunden in Timau wurde uns bewusst, dass wir in diesem beeindruckenden Land unser Fremdpraktikum machen möchten.

Nach der Rückkehr fanden direkt Gespräche mit Herrn Prof. Dr. Warndorf und unseren Arbeitgebern statt, sodass wir schon ein halbes Jahr später mit den Vorbereitungen für die bevorstehenden drei Monate starten konnte. Als klar war, dass wir insgesamt zu dritt ein Rehabilitationsprojekt für Straßenkinder initiieren würden, schossen uns viele Fragen durch den Kopf: Wie kommunizieren wir vor Ort? Wird unsere Unterstützung überhaupt hilfreich sein? Was brauchen die Straßenkinder wohl gerade am meisten und die vielleicht wichtigste Frage: Wie finanzieren wir das Rehabilitationsprojekt?

Diese Fragen beschäftigten uns sehr. Wir fanden es enorm entlastend, dass uns Herr Warndorf und weitere Dozenten sehr bei unseren Überlegungen unterstützten. Durch die vielen Gespräche und Treffen konnten uns viele Sorgen genommen werden und wir lernten viel dazu. Ein Auslandsprojekt zu starten – und dann noch in einem Land wie Kenia – bedeutet auch, einmal um die Ecke zu denken und Gedanken zuzulassen, die einem in Deutschland völlig abstrus vorkämen. Über den Verein starteten wir Spendensammelaktionen, um Gelder für das Projekt zu sammeln.
Nachdem wir ein in Deutschland nahezu perfekt ausgearbeitetes Konzept hatten, war schon der Abreisetag da, und unsere Reise in das noch sehr unbekannte Land begann.

Kaum in Timau angekommen, wurde uns schnell durch ein paar Vorfälle klar, dass wir mit unseren in Deutschland ausgearbeiteten Plänen nicht weit kommen würden. Die Menschen dort sind anders aufgewachsen. Sie haben eine andere Sozialisation durchlaufen und denken und handeln anders, als wir es in unserer Heimat gewohnt sind. Doch was sollten wir nun tun? Zugegeben, wir waren frustriert und kamen häufig an unsere Grenzen, wenn nicht sogar darüber hinaus. Es gab auch einige Meinungsverschiedenheiten in unserem Team, einfach weil wir mit der Gesamtsituation überfordert waren. Im Nachhinein war dies ein sehr wichtiger Lernschritt.

Wir mussten „Real Life“ dazulernen, dass „Aktionismus“ in diesem Land wenig sinnvoll ist. Bevor hier ein Prozess gestartet werden kann, muss-

ten wir ausgiebig mit dem Projektmanager und Streetworker Francis Wambugu des Vereins Camp for Social Development Mount Kenya e.V. reden. Er reflektierte unsere Wünsche und unsere Ziele sehr professionell. Er war auch unsere Kommunikationsbrücke zu den Straßenjungs. Er lehrte uns, dass wissenschaftliches Vorgehen und Denken in der Sozialen Arbeit auch in einem Land wie Kenia sehr wichtig ist. Doch eines sollten wir in Timau nie vergessen: Wir müssen auch mit unserem Herzen denken und vor allem fühlen!

Wie also sollte unser Projekt nun konkret aussehen? Durch unsere Reflektionen wurden wir uns einig, dass eine ausfüllende Tagesstruktur für die Straßenjungs der beste Anfang für das Rehabilitationsprojekt wäre. Die Straßenjungs waren bisher gewohnt, ihren Alltag mit Schnüffeln von Klebstoff und „Herumhängen" zu verbringen. Sie wollten aber selbständig an ihrem Zustand etwas verändern und so schlossen wir einen mündlichen „Veränderungsplan".

Pünktlich um 9.00 Uhr startete unser Tag mit einer täglichen Müllsammelaktion im ganzen Dorf, um danach gemeinsam ein wohlverdientes Mittagessen zu uns zu nehmen. Danach wurden die Straßenjungs von uns unterrichtet und als Tagesabschluss fand ein gemeinsames Spiel statt. Es war schön, die zunehmende Akzeptanz der Gemeinschaft dieser Kinder zu erleben und die Kinder lachen und lernen zu sehen. Am Ende jeder Woche wurden die Straßenjungen von uns bezahlt. Ihren Lohn mussten sie – wie vereinbart – für ihre neu angemietete Unterkunft, frische Lebensmittel und neue Kleidung ausgeben. Für uns selbst war die Zeit eine unglaubliche Lernerfahrung, bei der wir häufig an unsere eigenen Grenzen kamen und neben wissenschaftlichem Vorgehen auch intuitiv und spontan neue Wege gehen mussten, um uns ständig an die neuen Herausforderungen der fremden Kultur anzupassen.
Für unser Verständnis von Sozialer Arbeit in Deutschland war diese Reise eine große Bereicherung. Wir können viele Situationen in Deutschland einfacher akzeptieren. Wir haben selbst erfahren, wie es sich anfühlt, in eine andere Welt einzutauchen und plötzlich der „Außenseiter" zu sein. Die Tatsache, selbst der Fremde zu sein, hat uns sehr dabei geholfen, uns in andere kulturelle Hintergründe einzufühlen. Wir nehmen uns jetzt mehr Zeit beim Versuch, sie zu verstehen.

Wir sind überzeugt davon, dass Offenheit eine grundlegende Maxime in der Praxis der Sozialen Arbeit ist. Wir begegnen in unserer Arbeit häufig Menschen aus einem anderen Kulturkreis. Wir haben das Gefühl, dass wir durch den Aufenthalt und den damit verbundenen Aufgaben offener gegenüber uns erst einmal nicht verständlichen Denkweisen geworden sind. Niemand und auch wir sind nicht befreit von Stereotypen und Vorurteilen. Doch haben wir gerade durch den Aufenthalt dazugelernt, uns immer wieder daran zu erinnern, dass wir der Gefahr unterliegen können, Menschen in Schubladen zu stecken. Sich dies bewusst zu machen, empfinden wir als sehr wichtig, wenn wir mit Menschen mit Migrationshintergrund arbeiten – aber nicht nur dann! Es wird immer wieder Momente geben, in denen wir ein Verhalten eines Menschen nicht akzeptabel finden. Eine Sprachbarriere erhöht dann die Hürde zu Verständigung zusätzlich. Doch Wege entstehen im Gehen, denn die Erkenntnis, dass wir auch ohne sprachliche Mittel neue Wege finden können, um zu einer gemeinsamen Lösung zu kommen, hilft uns heute als Sozialarbeiter in vielen Situationen weiter.

Wenn wir heute an diese drei Monate zurück denken, sind wir sehr dankbar, dass uns dieses Fremdpraktikum ermöglicht wurde. Kenia hatte uns seit diesem Aufenthalt jedes Jahr wieder. Die Jungs werden immer größer, leben in ihren selbst finanzierten Wohnungen und begrüßen uns mit einem herzlichen „Asante sana", wenn wir in Timau ankommen.

Karibu Afrika!!

Jeannine Kaiser

Reisen hat mich schon immer fasziniert, und Afrika verzauberte mich schon während meiner Schulzeit. 2008 war es endlich soweit: im Rahmen meines Sozialpädagogik-Studiums an der Dualen Hochschule Heidenheim absolvierte ich mein Fremdpraktikum und machte mich zum ersten Mal alleine auf Reisen – vier Monate in Tansania sollten mein Leben verändern.

Ich kann mich bis heute genau an das Gefühl erinnern, als ich in Frankfurt in den Flieger stieg und 16 Stunden später in Dar es Salaam / Tansania zum ersten Mal afrikanischen Boden betrat. Die Gerüche, die Farben, die Sprache, die Menschen..., alles war mir so fremd. Meine Reise führte mich weiter Richtung Singida (Zentraltansania), wo ich in einem kleinen Dorf, fernab der Touristenpfade, lebte und ein Auslandspraktikum in einem Heim für Straßenkinder absolvierte. Theoretisch war ich natürlich – nach deutscher Manier – bestens vorbereitet, doch schnell musste ich feststellen, dass ich mit meinen deutschen Handlungs- und Deutungsmustern in 7000 km Entfernung im wahrsten Sinne des Wortes an Grenzen stoßen würde. Eine dieser Grenzen war die Sprache: In Tansania wird Englisch zwar als Handelssprache verwendet und somit vor allem in größeren Städten von vielen Menschen gesprochen. Bewegt man sich jedoch etwas abseits in kleineren Dörfern, verfügen die Menschen kaum über Englischkenntnisse, die über ein paar grundlegende Floskeln hinaus gehen. Dementsprechend konnte ich mich zu Beginn nur mit Händen und Füßen verständigen. Schnell wurde klar: ich musste Kisuaheli lernen, um tiefer in die Lebenswelt der Menschen eintauchen zu können.

Mein Tag begann fortan mit einem 45-minütigen Fußweg nach Singida – der nächstgelegenen Kleinstadt –, um dort von Mama Maira Kisuaheli-Unterricht zu erhalten. In der kleinen Schule, die eigentlich dazu diente, Förderunterricht in Englisch anzubieten, hatte ich jeden Morgen eine Stunde Sprachunterricht. Gleich im Anschluss daran wanderte ich weitere 40 Minuten bis ins Kinderheim und abends wieder 40 Minuten nach Hause. Zu Beginn waren die weiten Stecken für mich sehr anstrengend und ich konnte mir kaum vorstellen, diese vier Monate lang täglich zu bestreiten. Ich lernte jedoch, dass das Zu-Fuß-Gehen ein fester Bestandteil des Alltags in Afrika ist. Die Wege werden genutzt, um soziale Kontakte aufrecht zu erhalten, sich über Neuigkeiten auszutauschen und Geschäfte miteinander zu machen. Beim täglichen Fußmarsch machte ich nach kurzer Zeit Bekanntschaft mit den Menschen, die an der Strecke lebten oder dort kleine Verkaufsstände hatten. Sie luden mich in ihre Hütten ein, boten mir Tee an und tauschten sich mit mir über die Neuigkeiten aus.

In dem Heim für Straßenkinder, in dem ich mein Praktikum absolvierte, wurde ich vom ersten Tag an sehr herzlich aufgenommen. Sowohl die Kinder als auch das Personal begegneten mir mit sehr viel Wertschätzung und Aufgeschlossenheit – schon nach kurzer Zeit fühlte ich mich in dem 7000 km entfernten Dorf zuhause. Die Aufgaben, die ich im Kinderheim übernahm, bestanden hauptsächlich in der Betreuung der Kinder und Jugendlichen. Darüber hinaus half ich bei der Feld- und Gartenarbeit, bei der Zubereitung der Mahlzeiten und bot Englischnachhilfe und PC-Workshops an. Mein Praktikum erlebte ich als eine sehr intensive Zeit, in der ich mit viel Armut, Elend und Not konfron-

tiert war. Selbst in einer relativ kleinen Stadt wie Singida gibt es eine Vielzahl von Kindern, die aus unterschiedlichsten Gründen gezwungen sind, auf der Straße zu leben. Wie quälend, gefährlich und ausweglos ein solches Leben – vor allem für die teilweise noch sehr kleinen Kinder – sein muss, können wir nur erahnen.

Ein Heim für Straßenkinder bietet diesen am Rande der Gesellschaft lebenden Kindern die Möglichkeit, Kriminalität, Drogen und Prostitution den Rücken zu kehren. Sie haben ein festes Dach über dem Kopf und die tägliche Versorgung mit Nahrung wird sichergestellt. Darüber hinaus bekommen die Kinder und Jugendlichen die Chance, zur Schule zu gehen, was auch in Tansania eine unabdingbare Voraussetzung dafür ist, eine gute Arbeit zu finden und somit Geld zu verdienen, um sich und seine Familie zu ernähren.

Meine größte Aufgabe während des Praktikums – und zugleich mein größtes Geschenk – bestand darin, meinen Blick zu weiten, mich auf die neue Lebensbedingung einzulassen und mich somit für eine neue Welt zu öffnen. Der Gewinn, den ich daraus gezogen habe, ist mir bis heute geblieben: Ich habe sehr viel über die afrikanische Kultur, das Leben und nicht zuletzt über mich selbst gelernt.

„Karibu" ist Kisuaheli und bedeutet „Willkommen". Schnell lernte ich dass dieses Wort mehr als nur eine Begrüßungsfloskel ist. Es beschreibt viel mehr die herzliche Einstellung, mit der die Menschen ihren Gästen begegnen. Ich bin noch immer zutiefst beeindruckt von der Lebensfreude und Herzlichkeit, welche die Menschen in Tansania ausstrahlen, obwohl sie in sehr einfachen Verhältnissen leben müssen und ihr Alltag oftmals durch Armut und harte Arbeit gekennzeichnet ist. Es scheint, als

hätte ich gar keine andere Wahl gehabt, als mich von der Ruhe und Gelassenheit der Menschen und ihrer Kunst, das Leben trotz schlechtester Bedingungen zu meistern, inspirieren zu lassen.

Die Zeit in Tansania hat mich nachhaltig geprägt: Mittlerweile bin ich schon mehrfach nach Afrika gereist und bereite als Dozentin im „Lernfeld Afrika" Studierende der Kinder- und Jugendhilfe auf Exkursionen und Fremdpraktika in Kenia vor. Immer wieder aufs Neue fasziniert mich die Offenheit, Kraft und Lebensfreude sowie das herzliche Wesen der Menschen in Tansania und Kenia.

Im April 2014 organisierte und begleitete ich gemeinsam mit Bianca Benz und Sebastian Schröpfer eine 10-tägige Exkursion nach Kenia. Die 14 Studierenden der Fakultät Sozialwesen hatten durch den interkulturellen Austausch die Möglichkeit, in eine fremde Kultur einzutauchen und vor Ort neue, für ihr Studium essentielle Lernerfahrungen zu machen. Die Exkursionen und Fremdpraktika der Dualen Hochschule sind tolle Möglichkeiten für Studierende, ihre theoretischen Lernerfahrungen durch ganz konkrete praktische Erfahrungen im Ausland zu erweitern und somit unglaublich viel über andere Kulturen und vor allem über sich selbst zu lernen.

Begegnungen

Philip Neurath

Bereits im Vorfeld meiner Exkursion nach Kenia war internationale Ungleichheit für mich ein großes Thema. Mir geht es um die tatsächlich vorherrschenden Ungleichheiten zwischen Nord und Süd und darum, dass diese Ungleichheiten von den Verantwortlichen ignoriert werden und notwendige Hilfe nicht geleistet wird.

Der Verein Camp for Social Development Mount Kenya e.V. ist eine von vielen tausend NGOs weltweit, die sich für die Länder des Südens einsetzen und mit guten Absichten etwas zu erreichen suchen.

Leider stimmen diese guten Absichten nicht mit dem tatsächlichen Erfolg oder gar den Vorstellungen der Betroffenen überein, was schon länger Thema internationaler Berichterstattung ist. Durch die Mitarbeit im Verein hatte ich die Möglichkeit, mehr über die Schwierigkeiten zu erfahren, wie internationale Hilfen sinnvoll, nachhaltig und am Bedürfnis der Menschen orientiert, gestaltet werden können. So habe ich eben diese Fragestellung zum Gegenstand meiner Bachelorarbeit gemacht.

2014 gab es dann die Möglichkeit, mit einer Exkursionsgruppe nach Kenia in den Ort Timau zu reisen, und dort Forschungsarbeiten durchzuführen. Im Vorfeld wurde ein Interview-Fragebogen erstellt, anhand dessen die Menschen in Timau befragt werden sollten.

Hierbei war es vor allem wichtig, sich auf die direkte Begegnung mit den Menschen vorzubereiten, ein wenig Kisuaheli zu lernen und mit viel Offenheit in die Gespräche zu starten.

Angekommen in Timau musste ich mich erst einmal sammeln und vor allem orientieren. Das Leben findet auf der Straße statt und viele Menschen sind fast ausschließlich damit beschäftigt, sich irgendwie ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Die ersten Begegnungen verliefen sehr holprig, da ich sehr nervös war und auch große Bedenken hatte, wie offen die Menschen wohl einem „Weißen" gegenüber sein würden. Schließlich hingen davon maßgeblich meine Ergebnisse ab, und so waren die ersten Tage sehr anstrengend.

Auch musste ich mich immer wieder mit Francis Wambugu, dem Supervisor der Exkursion, besprechen, der mir entsprechende Tipps gab und mich in meinem Auftreten schulte. Es galt, klare Regeln zu befolgen, um alleine unterwegs sein zu dürfen, denn die Sicherheit der Studenten lag Francis sehr am Herzen. All diese Vorbereitungen in Deutschland und Kenia sollten sich auszeichnen, denn bereits am zweiten und dritten Tag machten die Gespräche Spaß, das Gesprächsklima wurde zunehmend freundschaftlicher, und ich bekam immer mehr Informationen.

Die Bedeutung von Freundschaften ist wohl eines der wertvollsten Erkenntnisse, die ich, neben allen Forschungsergebnissen, aus Kenia mitgenommen habe. Kenianer gestalten ihr Leben über Kontakte und vor allem über Freundschaften. Im Wesentlichen habe ich also keine Forschung betrieben, sondern viel eher Freundschaften geschlossen und Kontakte geknüpft.

Ich habe mit vielen Menschen diskutiert, gelacht und philosophiert und dabei viel über die Lebensweise und Denkmuster der Menschen in Timau erfahren. So konnte ich nicht nur erfolgreich nach Bedürfnissen wie Nachhaltigkeit und die Ausgestaltung von Entwicklungszusammenarbeit forschen, sondern über den intensiven Kontakt mit den Menschen dort auch viel über meine eigenen Denkmuster, meine Vorurteile und den Umgang mit einer fremden Kultur lernen.

Meine wissenschaftliche Abschlussarbeit in diesem Rahmen zu schreiben, hat mich persönlich sehr gefordert und gefördert und trotz aller Strapazen würde ich die Arbeit sofort wiederholen. Die Begegnungen mit den Menschen gaben mir mehr, als alle Arbeit zehren kann.

Unser Engagement in Nepal

Ulrich Auer

Nach Tibet ist Nepal das durchschnittlich am höchsten gelegene Land der Welt. Über 40% des Landes liegen über 3000 Meter, auch der Mount Everest, dessen Gipfel mit 8848 Meter das Dach der Welt darstellt.

Über 26 Millionen Einwohner leben in Nepal, wobei fast die Hälfte in der Tiefebene Terai lebt, welche nur 14% der Landesfläche ausmacht. Im Mittelland, knapp 30% des Landes, leben weitere 45% der Bevölkerung.

Somit ist Nepal ein Land der großen Gegensätze: Neben einigen (wenigen) großen Städten und besiedelten bäuerlichen Gegenden ist die Hälfte des Landes fast gar nicht besiedelt oder gar menschenleer.

Diese großen Unterschiede spiegeln sich auch in den Bereichen der Religion und Sprachen wider: ein sehr differenziertes (durchlässiges) Kastenwesen und über 100 verschiedene Sprachen.

Sozial wird seit einigen Jahren einiges getan, aber vieles steht noch an. Über 50% der Bevölkerung sind Analphabeten, es gibt nur knapp 100.000 Studierende (BRD: ca. 2,5 Millionen) und nur etwa 1000 Ärzte (BRD: ca. 350.000). Zudem ist die Kluft zwischen Arm und Reich in diesem Land fast ebenso groß, wie zwischen der Tiefebene und dem Mount Everest. Aber dies gilt wohl leider für viele Länder dieser Welt.

Nur mal zum Vergleich: Das Bruttoinlandsprodukt für die BRD beträgt etwa 40.000 US$, für Nepal 450 US$.

CFO-Kinderdorf Nepal

Petra Pachner hat zusammen mit ihrem Mann Herwig Jantschik vor einigen Jahren begonnen, die „Childrens Future Organisation" (CFO) in Nepal zu unterstützen. Diese Organisation hatte zuerst ein großes Waisenhaus aufgebaut. Ein Gesundheitszentrum und eine Ausbildungswerkstatt werden folgen, damit den jungen Menschen dort eine Perspektive geboten wird. Trotz großer Unterstützung durch unsere dualen Partner Voith, die Maschinenfabrik Quantum und seit neuestem den Lions-Club, sowie viele Spenden Anderer, fehlt aktuell noch Geld dafür, diese Projekte fertig zu stellen.

Der Anfang ist gemacht, jetzt geht es weiter. So werden im nächsten Jahr Studierende der DHBW in ihrem Fremdpraktikum die soziale Arbeit vor Ort unterstützen. Das Kinderdorf setzt auf Selbstversorgung und eigene Ausbildung. Fast 100 Kinder vom Baby bis zum Studenten hat das Dorf heute unter seinen Fittichen, kümmert sich um Schulbesuch und Nachhilfe, medizinische Betreuung – europäische Selbstverständlichkeiten, von denen viele Kinder im bettelarmen Nepal nur träumen können – von Waisenkindern oder Sozialwaisen ganz abgesehen. Das dorfeigene „Study Center" will in eine fundierte Berufsausbildung einsteigen: 25 Auszubildende in vorerst 3 Berufsgruppen (Schneider, Schreiner und Schlosser) sind das Ziel – mit gebrauchten Voith-Maschinen, die dafür die Reise nach Nepal antreten werden.

Für weitere Informationen:
http://www.cfo-kinderdorf-nepal.de

Vorurteile verlernen – sich von der Welt umarmen lassen

Petra Pachner

Nepal ist eines der schönsten, aber auch ärmsten Länder der Welt. Eine Mischung aus verschiedenen Religionen, Kunst, Kultur und atemberaubenden Landschaften fasziniert die Besucher und ist Heimat für überaus liebenswerte und interessante Menschen.

Bereits 21 Studentinnen und Studenten aus dem Fachbereich Sozialwesen bot sich die einmalige Gelegenheit, im Rahmen einer der 10-tägigen Exkursionen nach Nepal die Hilfsprojekte der Childrens` Future Organisation (CFO) kennen zu lernen bzw. dort mitzuarbeiten.

Seit vielen Jahren bin ich unter anderem Lehrbeauftrage an der Dualen Hochschule und organisiere und betreue die Exkursionen nach Nepal. Persönlich habe ich durch mehrere Aufenthalte in Nepal die ungerechte soziale Wirklichkeit und die daraus resultierende Not der nepalesischen Kinder kennengelernt. Daher entschied ich mich vor drei Jahren, mit meinem Mann zusammen ein Kinderdorf in Dhading Besi zu bauen. Das Kinderdorf bietet ca. 80 Waisenkindern und Kindern aus den schwierigsten Verhältnissen einen dauerhaften Wohnort, ermöglicht ihnen Schulbildung und ein altersgerechtes Aufwachsen. Zudem leben die Kinder in familienähnlichen Verhältnissen. Seither engagiere ich mich intensiv an der Weiterentwicklung dieses Hilfsprojektes, das unter dem Dach von CFO in Nepal angesiedelt ist.

Mit Besuch des Leiters des Fachbereichs der Kinder- und Jugendhilfe, Prof. Dr. Peter Warndorf, im Kinderdorf wurde vor ca. 2 Jahren der Grundstein für eine sehr enge Kooperation mit der DHBW gelegt. Seither besteht für Studierende das Angebot, an Exkursionen nach Nepal teilzunehmen, bzw. Praxissemester dort zu absolvieren. Die Erfahrungen zeigen, dass gerade dieses Land für die Studierenden ein ideales Lernfeld für die Soziale Arbeit darstellt. „Dieses Projekt ist geradezu bewundernswert", meint Prof. Dr. Peter Warndorf „und wunderbar geeignet, angehenden Sozialpädagogen nahezubringen, wie essentiell Kreativität, Eigeninitiative, Frustrationstoleranz und strategisches Denken für das professionelle Handeln in der Sozialarbeit sind, egal wo diese stattfindet!"
Daher steht Perspektivenwechsel ganz zentral als Lernprozess bei diesen Aufenthalten in Nepal. Zu Beginn geht es um den Erwerb der Kompetenz, sich über die eigenen Werte und Werte anderer Menschen bewusst zu werden, sich in andere Kulturen hineinzuversetzen und ihre Kompetenzen und Ressourcen zu sehen und zu würdigen.

„Mein Ziel der Reise, den Blick für wesentliche Bedürfnisse von Menschen in einem völlig anderen Kontext zu schärfen, sich auf völlig andersartige Lebensumstände einzustellen und damit bedürfnisorientierter und klientenzentrierter arbeiten zu können, hat sich voll erfüllt. Für mich hat sich damit die eigene Professionalität wesentlich erweitert", berichtet ein Student, der bei der letzten Exkursion im April 2014 teilgenommen hat.

Durch die Erfahrungen und Erlebnisse mit den Kindern im Kinderdorf werden eigene Prozesse der Persönlichkeitsentwicklung angestoßen und damit für die soziale Arbeit unerlässliche Kompetenzen erworben. Lernen bedeutet hier, an seine Grenzen zu stoßen und durch gegenseitige Offenheit voneinander zu lernen. Ein Zitat eines Studenten drückt dies so aus: „Ich konnte erfahren, dass diese Kinder, die viel Schlimmes erlebt haben, trotzdem sehr viel Spaß haben können. Das löst in mir eine Demut aus, die ich vorher nicht kannte."

Gedankensplitter zu meiner Exkursion nach Nepal

Christian Erhart

In der Bundesrepublik Deutschland vollzieht sich ein tiefgreifender sozialer und kultureller Wandel, welcher für die Entwicklung, das Aufwachsen und die Bildung von Kindern und Jugendlichen von großer Bedeutung ist. Zunehmend setzt sich die Erkenntnis durch, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist, in dem Migration und kulturelle Vielfalt als „Normalzustand" anzusehen sind.

Angesichts des aus der Interkulturalisierung resultierenden Pluralisierungsprozesses wird in den kommenden Jahren die Fähigkeit, auf zwischenmenschlicher Ebene mit kultureller Vielfalt, verschiedensten Einstellungen, Werten, Normen, Glaubenssystemen und Lebensweisen konstruktiv umgehen zu können, immer bedeutender.

Aufgrund der fortschreitenden Globalisierung wird Soziale Arbeit in Deutschland vor neue Herausforderungen gestellt. Dies betrifft in Folge auch die Ausbildung der Sozialen Arbeit. Die DHBW Heidenheim bietet die Möglichkeit für Studierende des Fachbereichs Sozialwesen, an einer Exkursion in ein Kinderdorf in Nepal teilzunehmen. Ziel dieser Exkursion ist die Förderung bzw. Entwicklung von interkulturellen Kompetenzen, von welchen man in der täglichen Arbeit als Sozialarbeiter in Deutschland profitiert.

Ich selbst nahm im März 2014 an einer Exkursion nach Nepal teil. Gemeinsam mit fünf anderen Studenten reisten wir von Frankfurt aus nach Kathmandu (Hauptstadt von Nepal). Geleitet und organisiert wurde die Exkursion von Frau Petra Pachner, welche für die wissenschaftlich angemessene Betreuung vor Ort verantwortlich war. Die ersten drei Tage verbrachten wir in Kathmandu, um uns an das ferne Land und die fremde Kultur zu gewöhnen. Kaputte Straßen, unzählige hupende Motoradfahrer, frei hängende Stromleitungen und hektisches Leben in den engen Gassen der Hauptstadt prägten diese Tage und verdeutlichten uns die Distanz zu unserer Heimat. Diverse Ausflüge, wie zum Beispiel der Besuch einer Tempelanlage, vor welcher öffentliche Leichenverbrennungen stattfanden, konfrontierten uns mit der Kultur und der Lebensweise der Nepalesen.

Frau Dr. Lasota, eine österreichische Kinderärztin, welche seit über 15 Jahren in Nepal lebt und eine der Gründerinnen des Kinderdorfs ist, begleitete uns stets bei diesen Ausflügen. Dank ihres Wissens über das Leben in Nepal fiel es uns leichter, in die fremde Kultur einzutauchen. Sie beantwortete unsere Fragen, wie beispielsweise: weshalb die Nepalesen ständig auf den Boden spucken oder wie man mit bettelnden Kindern umgehen soll. Vor allem das ständige Spucken auf den Boden verwirrte uns sehr. Frau Dr. Lasota erklärte uns, dass dies eine Form der innerlichen Reinigung des Körpers im Hinduismus darstellt. Dadurch fiel es uns leichter, diese Geste nicht misszuverstehen. Sowohl Frau Dr. Lasota, als auch Frau Pachner er-

zählten uns viel über die Religion, Lebensweisen, Werte und Normen der Nepalesen. Durch dieses erworbene Wissen konnten wir Stereotype abbauen, mehr Empathie mit den Menschen empfinden und uns schneller in die fremde Kultur einleben.

Vor allem das Erleben von vollkommen unterschiedlichen Lebensverhältnissen und totaler Armut trug zu einer Auseinandersetzung mit dem eigenen biografischen Muster bei. Nach diesen drei Tagen reisten wir weiter in das Kinderdorf in Dhading Besi. Dort verbrachten wir intensiv Zeit mit den nepalesischen Waisenkindern, welche in dem Kinderdorf Zuflucht gefunden hatten. Durch gemeinsame Aktionen, welche wir vorbereitet hatten, konnten wir schnell in Kontakt mit den Kindern treten und anfängliche Hemmungen beseitigen. Durch gemeinsames Tanzen und Fußballspielen entstand eine enge Beziehung zu den nepalesischen Waisenkindern, wodurch wir erkennen konnten, dass verschiedene Kulturen gegenseitig voneinander lernen können und dass Interpretationen, vor allem in unterschiedlichen Kulturen, falsch sein können.

Die letzten Tage der Exkursion verbrachten wir in Chitwan. Dort konnte man nochmals ein komplett anderes „Gesicht" von Nepal erleben. Während

das Leben in der Hauptstadt von Lärm, Verkehrschaos und Smog geprägt war, wirkte das tropische Chitwan für uns wie ein Paradies. Dies verdeutlichte die Vielfältigkeit dieses Landes, was nicht nur an dem stark verändertem Klima lag.

Rückblickend kann ich feststellen, dass ich von der Exkursion in meiner Tätigkeit als Sozialarbeiter profitiere. Die Exkursion hat mich selbst als Menschen voran gebracht. Es fällt mir dadurch leichter, Probleme aus einer anderen Perspektive zu sehen und mein eigenes Handeln besser zu reflektieren. Bedingt durch die Erfahrung, während der Exkursion selbst Ausländer gewesen zu sein, kann ich die Probleme von Ausländern und Migranten besser nachvollziehen.

Tierpädagogik 2.0 oder das Krokodil und das eigene Wasserglas

Peter Daum

Sieben Europäer sitzen in einem Einbaum auf einem Fluss im Chitwan Nationalpark. Im Bruchteil einer Sekunde schiesst ein Krokodil aus dem Wasser und attackiert das Boot. Die sieben reagieren recht geschockt, die anwesenden Nepalis hingegen verziehen keine Miene.

Auch sonst – in all dem Dreck, dem Hunger, der Ungewissheit, in ihrem alltäglichen Überlebenskampf – verziehen Nepalis i.d.R. keine Miene. Sie lächeln häufig, selbst wenn man weiß, dass es ihnen schlecht geht – schlecht bedeutet an dieser Stelle nicht, dass sie sich keine neue Armani-Uhr kaufen können oder ähnlich Banales, sondern dass sie häufig einfach nicht wissen, was der nächste Tag bringt und wie sie über die Runden kommen sollen.

Jeder Europäer würde angesichts dieser Situation schier durchdrehen, denn ehrlich gesagt bringen uns schon weitaus banalere Probleme aus der Fassung. Manchmal reicht bereits ein Kratzer im neuen Auto oder die Frage, wo denn der nächste Urlaub verbracht werden soll, aus, um unsereins schlaflose Nächte zu bescheren. Die Nepalis hingegen leben meist im Elend – Tag für Tag. Ihnen stellen sich häufiger wirklich überlebensrelevante Fragen – unabhängig davon, ob sie auf dem Land oder in der Stadt leben.

Sie kennen die westlichen „Luxusprobleme" nur bedingt. In ihrem Lebenskontext können sie sich emotional überbordende Reaktionen kaum leisten, da sie einfach fokussiert bleiben müssen. Dabei sind sie natürlich nicht gefühllos, sondern sie haben einfach effiziente Taktiken entwickelt, um in ihrer Umwelt überleben zu können.

Dies soll jedoch nicht heißen, dass Europäer an sich ein Haufen verzärtelter Weicheier sind, oder ihre Probleme nicht ansatzweise relevant für sie und ihre Gesellschaft wären. Sie leben in einer anderen Welt und empfinden subjektiv wahrscheinlich eben dieselben Ängste und denselben Druck wie Nepalis, nur eben in völlig anderen Situationen – das Sein bestimmt nun mal das Bewusst-

sein. Folglich soll an dieser Stelle nun auch keine Rangliste der Leidensfähigkeit angeführt werden. Vielmehr geht es darum zu verstehen, warum andere Kulturen sich so verhalten, wie sie es eben tun – auch oder gerade dann, wenn es für unsereins keineswegs nachvollziehbar erscheint, getreu dem Motto „jedes Verhalten macht Sinn".

Zurück zur Krokoattacke: In dem Moment, als vorgenanntes Reptil aus dem Wasser schoss, fielen viele der sonst so groß erscheinenden Sorgen von den sieben ab, und sie wurden mit der Verletzlichkeit ihrer selbst konfrontiert. Es war eben nicht mehr das süße Tierchen, das man normalerweise entspannt von der Fernsehcouch aus beobachten kann. Plötzlich stellte es die eigene Gesundheit, in den Köpfen vielleicht sogar die eigene Existenz in Frage bzw. bedrohte sie. Sämtliche Alltagssorgen fielen ab und man wurde mit seinen Urängsten konfrontiert. Der Sturm im Wasserglas der eigenen Existenz legte sich, und man wurde auf sich selbst zurückgeworfen.

Eine Erfahrung, die in unserer hochbeschleunigten multimedialen Gesellschaft nur schwerlich möglich ist – es sei denn man sucht sie bewusst – denn

ständig piepst irgendwo irgendetwas, vibriert, klingelt oder verlangt sonst wie vermeintlich höchst dringend nach unserer Aufmerksamkeit.

Man spurtet durchs Leben und weiß meist nicht einmal, wer man eigentlich ist, geschweige denn, wer die anderen um einen herum eigentlich sind und was sie antreibt. Krokodile in Chitwan jedoch zwingen zum Anhalten – ob man will oder nicht, egal ob „WhatsApp" ruft oder sonst irgendwas.

Doch was zur Hölle spielen Krokodile in der Sozialen Arbeit für eine Rolle? Streichelzoo einmal anders, die nächste Stufe des Erlebnispädagogikhypes oder was? So verwunderlich es klingt, so birgt das zuvor geschilderte Ereignis wertvolle Einsichten für die alltägliche Arbeit der sozialen Profession.

Es macht deutlich, dass jedes Verhalten Sinn hat, egal wie ungewöhnlich es zunächst wirkt. Dieser Sinn kann allerdings nur erschlossen werden, wenn man sich auf die Lebenswelt und Geschichte der Klienten – freilich professionelle Distanz wahrend – einlässt und, ohne zunächst zu bewerten, zu verstehen sucht. Dabei ist es besonders wichtig nachzuvollziehen, warum man sich selbst eben so verhält, wie man es tut. Nur so kann man begreifen, warum man zunächst eben doch versucht, in einer ganz bestimmten Art zu Denken und zu beurteilen.

Das Krokodil ist somit ein Splitter in unserer heilen Welt, der uns – wenn wir es zulassen – daran erinnern kann, dass auch hinter ungewöhnlich anmutenden Verhaltensweisen ein Sinn steckt, obwohl wir ihn nicht gleich erfassen können.

Gefahrenbewusstsein durch Nepal

Juian Findeis

Menschen aus der ersten Welt haben auf Grund der strukturell gegeben Sicherheit oftmals das Gefahrenbewusstsein hinsichtlich existenzieller Gefahren verloren. Dies liegt daran, dass sich in „unserer Welt" kaum noch jemand in ernsthafte Gefahr begeben muss, um beispielsweise das eigene Leben oder das Leben der Mitmenschen sichern zu können.

Existenzielle Gefahren werden zum größten Teil nur noch über Medien wahrgenommen. Beispiele hierfür wären Kriegsberichtserstattungen im Fernsehen, Rundfunk oder in der Presse. Ebenso werden in Spielfilmen gewisse Gefahren oft sogar als etwas Positives oder gar Harmloses dargestellt. Diese Verzerrung der Realität führt dazu, dass das Gefahrenbewusstsein im existenziellen Sinn eine ganz und gar andere Bedeutung bekommt, da Gefahren in der Realität so niemals in vollem Umfang erfahren werden können.

Dennoch versuchen viele Menschen, sich bewusst in eine Gefahr zu begeben, um einen gewissen „Kick" zu erleben, bzw. um sich selbst spüren zu können. Diese Art der Gefahr ist allerdings zumeist bewusst von der jeweiligen Person herbeigeführt und ist somit nicht zu vergleichen mit Gefahren, welche täglich durchlebt werden müssen, um das eigene Überleben zu sichern. Beispiele für diese bewusst herbeigeführten Gefahren sind Bungee-Jumping, Fallschirmspringen, Achterbahn fahren.

Die Gefahrenwahrnehmung unterscheidet sich in wesentlichen Punkten zwischen z. B. Deutschland und Nepal. So ist in Deutschland der Verlust der Arbeit und all die damit einhergehenden Konsequenzen, wie z. B. weniger Einkommen, Verlust von Status, Verlust von sozialen Netzwerken, eine ernst zu nehmende Gefahr, da er für die betroffene Person zu massiven Veränderungen in ihrem Leben führt. Trotzdem wird in Deutschland aufgrund struktureller Voraussetzungen die Existenz, im wörtlichen Sinn, einer solchen Person gewahrt. In den meisten Entwicklungsländern, so auch in Nepal, kann eine von Arbeitslosigkeit betroffene Person nicht auf solche Strukturen zurückgreifen und ist somit in ihrer Existenz in einem anderen Ausmaß bedroht.

Eine gesunde Wahrnehmung hinsichtlich Gefahren ist in jedem Fall wichtig und sollte in der sozialen Arbeit stets ein ernstes Thema sein. Die Jugendlichen sollten vor allem in einer vermeintlich gefahrenlosen Zeit wie der unseren sensibilisiert werden, um Gefahren richtig einschätzen und bewerten zu können.

Leuchtende Farben, bizarre Gipfel, freundliche Menschen

Sarah Gröner

Der Flug nach Nepal alleine ist schon eine Reise Wert, über Istanbul, weiter über das Pamir-Gebirge, bis man endlich Indien überfliegt und Nepal erreicht. In 10.000 Meter Höhe aus dem Fenster schauend ist es verwunderlich, dass man oberhalb der Wolken doch tatsächlich ein atemberaubendes Gebrigsmassiv erblicken kann – den Himalaya. Sofort beginnt man zu träumen, und die Aufregung steigt.

Angekommen in Kathmandu spürt man gleich die Andersartigkeit dieses Landes. Jede Fahrt wird zu einem Erlebnis, die Hupe als ständiger Begleiter des Fahrers, Löcher in den Straßen, Staub der aufgewirbelt wird, und zu guter Letzt noch eine heilige Kuh mitten auf der Straße, was bedeutet, dass erst einmal warten angesagt ist. Alles ist anders, alles ist neu.

Es kommen zu Beginn viele Fragen auf und Unsicherheit, auch Berührungsängste, deswegen waren wir sehr froh, dass wir Petra Pachner, eine erfahrene und kompetente Dozentin dabei hatten, die uns mit unglaublich viel „Nepalerfahrung", mit Rat und Tat zur Seite stand und nie müde wurde, unseren unersättlichen Wissensdurst zu stillen. Sie war ein Bindeglied zwischen den Menschen im Kinderdorf und uns.

In Nepal konnte ich durch die vielen tollen Begegnungen mit den verschiedensten Menschen einen ganz anderen Blick auf Lebenssituationen bekommen.

Ich konnte sehen, wie Kinder, Erwachsene und auch Alte mit wenig glücklich sein können. Es war beeindruckend zu sehen, wie Kinder aus, für uns Müll, etwas Tolles herstellen konnten und sich mit diesem eine scheinbare Ewigkeit beschäftigten.

Diese Reise lehrte mich, über den Tellerrand zu schauen und meinen Horizont zu erweitern, vor allem geduldiger mit den Kindern und Jugendlichen auf meiner Wohngruppe zu sein.

Selbstverständlichkeiten wie Elektrizität und warmes Wasser bekamen für mich nach Nepal einen völlig neuen Stellenwert im Alltag.

Das größte für mich war jedoch die Zeit. Zeit zu haben sich auszutauschen, sich kennenzulernen, miteinander zu lachen, an einem Strang zu ziehen, eine neue Sichtweise zu entwickeln, neue Wege zu gehen, neue Religionen kennenzulernen und vieles mehr. All das ohne den Alltagsstress. Diese Gelassenheit und dieses Gefühl kann ich bis jetzt in meinem Alltag umsetzten.

Ich kann diese Exkursion nur empfehlen, sie lässt vieles auf einmal in einem völlig anderen Licht erscheinen, wenn man sich auf die Andersartigkeit und Besonderheit des Landes und dessen Menschen einlässt.

Lerneffekte einer Nepalexkursion

Tina Dittweiler

Als Studierende die Möglichkeit zu haben, in ein weit entferntes Land zu reisen, hat mehr positive Auswirkungen, als sich zunächst vermuten lässt. Nach meinem Aufenthalt in Nepal machte ich mir darüber Gedanken, welche Lerneffekte diese Exkursion bei mir und wahrscheinlich auch bei meinen Kommilitonen hatte.

Einer dieser Effekte war das Kennenlernen der „Ausländerrolle". In einem fremden Land ist vieles anders, nicht nur die Natur und die Sprache. Jeweilige Sitten und Bräuche können immer wieder kleine „Fallen" stellen, in die man treten kann, wenn man sie nicht kennt. Beispielsweise gibt es verschiedene Arten, sich zu begrüßen oder Emotionen und Anerkennung auszudrücken. Gerade Nepal besitzt eine enorme Vielseitigkeit hinsichtlich Ethnien, Kastengruppen, Religionen und Kulturen. Hier ist es unüblich, sich die Hand zu geben, besonders gegenüber Frauen. Stattdessen grüßt man sich mit „Namaste", eine Geste, die an eine Gebetshaltung erinnert.

Im Ausland gewinnt man so Verständnis dafür, wie es Migranten in Deutschland gehen könnte – mit all unseren Angewohnheiten, die wir eben als normal empfinden. Bewegt man sich in einer anderen Kultur, so erfährt man etwas darüber, warum die Menschen dort eventuell anders handeln. Dinge, die auf den ersten Blick fremd erscheinen, sind es dann nicht mehr, weil sie verstanden und möglichweise als überlebensnotwendig erkannt werden.

Hat man erst einmal akzeptiert, Unterschiedlichkeit nicht negativ zu sehen und nutzt diese gar als Ressource, so kann man sogar dazulernen. Im Kinderdorf haben wir die Erfahrung gemacht, verschiedene Spiele und Tänze auszutauschen, doch das Lernen geht auch über solche Dinge hinaus. So sorgen die Nepali in einem Maß füreinander, wie es nicht überall zu finden ist. Möglicherweise ist dies in anderen Kulturen nicht so notwendig, prinzipiell ist bürgerschaftliches Engagement aber etwas, worauf keine Gesellschaft verzichten kann, und auch die Deutschen werden mehr aufeinander angewiesen sein, wenn die staatliche Unterstützung nicht mehr ausreicht. Ein weiterer Effekt, der sehr schnell deutlich wird, ist die zunehmende Wertschätzung dessen, wie gut es uns in Deutschland geht – angefangen bei einem Dach über dem Kopf bis zu einem gewissen Standard an Hygiene und Sicherheit. Meiner Meinung nach gibt es kaum einen besseren Weg, die deutsche Infrastruktur mehr zu würdigen, als wenn man woanders in einem Kleinbus jedes einzelne Schlagloch am eigenen Körper gespürt hat – ganz davon abgesehen, dass viele Strecken erst gar nicht mit dem Auto bewältigbar sind und so auch lange Strecken zu Fuß gegangen werden müssen. Schnell wird einem klar, dass in ärmeren Ländern „Pseudo"-Probleme, wie nicht das neuste Handy zu besitzen oder ein kleiner Streit mit einem Bekannten, zurückgestellt werden müssen. Als „verwöhnte" Person stößt man hier in bestimmten Situationen immer wieder an die eigenen Grenzen, allerdings mit dem Wissen, dass es sich um vorübergehende Situationen handelt und man schon bald wieder in das behütete Zuhause zurückkehren kann. Solche Situationen helfen dabei, eine bessere Selbstwahrnehmung zu entwickeln.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass ich am Ende viel mehr von dieser Reise hatte, als nur ein paar hübsche Fotos und nette Erinnerungen. Sie hat mich in meinem Beruf als Sozialarbeiterin, aber auch als Person, positiv geprägt.

DHBW
Duale Hochschule
Baden-Württemberg
Heidenheim

Duale Hochschule Baden-Württemberg Heidenheim
Baden-Wuerttemberg Cooperative State University

Marienstraße 20
89518 Heidenheim

Tel. 07321 2722 - 0
Fax 07321 2722 - 119
www.dhbw-heidenheim.de

Zertifikat seit 2012
audit familiengerechte
hochschule

Sie finden uns auch auf Facebook.
www.facebook.com/DHBWHeidenheim

Folgen Sie uns auf Twitter.
http://twitter.com/dhbwhdh